

Der Weber - Hannes.

Eine Erzählung

von Franz Bonn.

Mit Illustrationen von Paul Thumann.



Herbst war's — die Zeit der Reife. Die Blätter waren gelb und roth und hingen nicht mehr fest an den Zweigen. Eins um's andere fiel zur Erde, so oft ein Windhauch die Bäume rührte, und wenn auch die Sonne warm und lustig schien vom blauen Himmel, als wär's noch Sommerszeit, so lagen doch über den Hügeln und Wälbern jene duftigen Schleier, die nur der Herbst so wehmüthig auszubreiten versteht. Die Wandervögel übten sich in ihrem gemeinsamen Fluge und stiller war's in Flur und Feld.

Unserm jungen Hannes war das die liebste Zeit, denn die Bäume im Grasgarten hinter der Hütte seines Vaters trugen saftige Äpfel und viele blaue Zwetschen, von denen auch manche für Hannes gewachsen waren. Als die Bäume in der Blüthe standen, da lebte noch sein kleines Schwesterlein, ein lustiges Kind mit blonden Locken und blauen Augen, und spielte mit dem ältern Bruder im Grasgarten. Jetzt muß' er beim Anblick der rothen Äpfel an das rothwangige kleine Schwesterlein denken, das ihn allein gelassen und auf dem Gottesacker begraben lag. Eine schlimme Krankheit hatte es in wenigen Tagen hingerafft. Dem Hannes wollt' es lang nicht in den Sinn, daß sein liebes Annerl nimmer mit ihm spiele und auf immer von ihm geschieden sei. Er durfte nicht einmal die Leiche mehr sehen, und wenn man ihm nicht gesagt hätte: „Dein Annerl ist gestorben“, und wenn er die alte Leichenfrau nicht vom Hause hätte fortgehen sehen mit dem kleinen Sarg unterm Arme, hätt' er geglaubt, sein Annerl komme wieder. Er hat's so lieb gehabt, als nur ein Bruder seine Schwester lieb haben kann. Das Annerl war aber auch ein gar gutes, treuherziges Kind, das sich vom ältern Bruder Alles gefallen ließ. Wie lustig sprang's und bäumte sich und schlug aus, wenn es des Hannes Kößlein spielen mußte, einen Strick als Zaum im Munde. Ob auch der Hannes hie und da zu natürlich den Kutscher machte und dem kleinen Schimmel mit der Peitsche weh thun mochte, das Annerl war nicht wehleidig und weinte

nicht. Kletterte Hannes auf einen Baum, so stieg ihm auch sein Annerl nach, und stundenlang bauten sie, ohne zu streiten, wenn's geregnet hatte, Kirchen und Häuser aus dem lehmigen Boden des Weges, der zu ihres Vaters Hütte führte. Nun mußte Hannes allein sich die Zeit vertreiben und manchmal wurde ihm das Auge feucht, wenn er daran dachte, wie lustig sein liebes Annerl mit ihm gespielt hatte. Hannes war um fünf Jahre älter als sein Schwesterlein und zählte jetzt schon bald ein Duzend Lebensjahre.

Seine liebe Mutter war bald, nachdem das kleine Annerl auf die Welt gekommen, gestorben.

Sein Vater war ein armer Weber, dessen Hütte am Waldbesäum eine starke halbe Stunde vom Dorf entfernt einsam und verlassen lag. Da gab's keine Nachbarskinder zum Spielen, und das war wohl auch der Grund, warum Hannes und Annerl so sehr an einander hingen und sich gar so lieb hatten. Hannes besuchte die Schule, in die auch das kleine Annerl ein Jahr gewandert war, als sie der Tod zur großen Preisvertheilung abgerufen. Wie war's da lustig auf dem Wege in und aus der Schule, was gab's da Alles zu schauen, zu suchen und zu finden an schönen Blumen, lustigen Käfern, Steinen und Thierlein im Wald und in dem Bach, über den sie mußten, an süßen Beeren auf heimlich stillen Plätzen, die Niemand zu betreten schien als die beiden Geschwister, wenn sie zum Heimgehen von der Schule ihr gutes Stündlein verbrauchten. Nun hieß es allein wandern mit dem Schulsack an der Seite, aus dem die Schiefertafel hervorsah und der Schwamm an einem Schnürlein herabhing. Wie viele fehlerhafte Zahlen und Buchstaben hatte der gute Schwamm schon ausgelöscht, die unser Hannes mit dem Griffel auf die geduldige Tafel gekratzt! Hannes war in dessen in seiner Schule immer der Erste, wenn er gleich den weitesten Weg in dieselbe zu machen und damit gar viele Zeit des Tages zu vertragen hatte. Er merkte fleißig auf, begriff rasch und hatte ein gutes Gedächtniß; mit diesen drei Eigenschaften überflügelte er leicht alle seine Schulgenossen.

Wenn er jetzt so von der Schule allein heimging, plauderte er oft laut mit seinem Schwesterlein wie sonst, als dasselbe noch an seiner Seite schritt;

doch war seine Jugendzeit recht trübselig geworden, seit sein Annerl fort war.

Die Hütte, in der Hannes daheim war, bot wenig Behaglichkeit. Eine niedere nicht sehr geräumige Stube und daneben eine noch engere Kammer, ein schmaler Gang und eine Küche schwarz und rauchig, das waren, außer einem Bodenraume, zu dem eine Stiege von der Stube aus führte, alle Gelasse im Hause des armen Webers. Die Stube hatte zwei Fensterstöcke, durch deren trübe Scheiben der Strahl des Lichtes nur matt und gebrochen zu bringen vermochte. Ein großer Ofen, umgeben von einer Holzbank, nahm einen guten Theil des Raumes für sich in Anspruch. Was aber die Stube noch enger machte, das war der Webstuhl, der an dem einen Fenster stand und weit in dieselbe hereinragte. An diesem Webstuhl saß von früh bis Abend des Hannes Vater und ließ das Schifflein hinüber und herüber schießen, aber bei allem Fleiß brachte diese Schifffahrt wenig ein.

Seit mit der liebenden Mutter auch die treue Hausfrau aus des Webers Hütte gezogen, spürte der arme Mann, daß sein Fleiß allein nicht ausreichen wollte, alle Bedürfnisse zu decken. Schritt vor Schritt ging's mit dem ohnehin geringen Verdienste des Webers abwärts, und so war der arme Mann in schwere Schulden gekommen. Bittere Armuth hatte in dem einsamen Häuslein ihre Wohnung aufgeschlagen und verdarb den Bewohnern desselben den letzten Rest der Lebensfreude. So lange das kleine Annerl noch im Hause lebte, da war noch ein lichter Sonnenstrahl in der düstern Stube — seit auch diese Freude fortgezogen, war's still und traurig geworden, wie im Walde, wenn das letzte Laub von den Bäumen gefallen ist.

Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht ließ es der arme Weber an Fleiß nicht fehlen, aber der Erwerb reichte nicht aus, die nöthigsten Ausgaben zu decken und mit den schuldigen Zinsen aufzukommen. Einer der Gläubiger, der die größte Summe gut hatte, für welche ihm das kleine Anwesen des Webers verpfändet war, ein reicher Müller und weitläufiger Better des Webers, hatte schon vor Monaten, als die Zinsen rückständig blieben, mit Klage gedroht. Jetzt rückte die Zeit heran, wo die Zinsen neuerdings fällig wurden. Der arme Weber wußte nicht, wo er das dazu nöthige Geld austreiben sollte. Da riß dem reichen Müller der ohnehin äußerst dünne und schwache Gedulbfaden, und am Tage nach der Verfallzeit kam der Gerichtsvollzieher in das Weberhäuslein und kündigte das Kapital. Kurze Zeit darauf wurde das dürftige Mobiliar des Webers

gepfändet und wenige Wochen später sollte das ganze Anwesen versteigert werden.

Weihnachten kam heran. Jung und Alt zählte die Tage bis zum heiligen Abend. Arm und Reich freute sich auf die schönen Stunden des nahenden Festes. So arm des Hannes Eltern waren, fehlte doch nie am heiligen Christabend ein Weihnachtsbäumlein. War's auch noch so klein und waren der Lichter noch so wenige und stand auch wenig unterm Baum, so war's doch eine Seligkeit für Hannes und das kleine Annerl, auf die sie lang vorher sich freuten und von der sie lange nachher zehrten. In diesem Jahre zum erstenmale sollte auch kein Bäumlein und kein Lichtlein mehr den armen kleinen Hannes erfreuen!

Ein kalter Nordostwind strich über die schneebedeckten Fluren. Die Bäume schüttelten sich umsonst im Winde, der Schnee war festgefroren und drückte die Zweige abwärts. Wenn dort und da ein Wanderer des Weges ging, verkündete das Knarren des Schnees weithin seine Schritte.

Das Feuer in dem großen Ofen in der Weberstube war ausgebrannt. Die dicken Kacheln fingen an zu erkalten, denn das wenige Reisig, das Hannes nach der Schule gesammelt hatte, war rasch verflackert und hatte ihnen wenig warm gemacht. Dazu ließ der Verschuß der niedern Fenster viel zu wünschen übrig. Der Wind hatte an mancher Stelle ziemlich freien Eingang. Auf dem Tische stand eine Lampe, die mehr Schatten als Licht zu verbreiten schien — es war unbehaglich in der niedern Stube.

Der alte Weber saß auf der Ofenbank, den Kopf auf beide Hände gestützt.

„Morgen, Hannes,“ sagte der Alte mit einem tiefen Seufzer, der aus dem innersten Herzen entstieg, „morgen müssen wir fort von hier.“

„Fort aus unsrer Hütte?“ fragte Hannes, als hätte er's noch nicht gewußt.

„Ja, fort aus unsrer Hütte — in's Armenhaus“, murmelte der Alte halb für sich hin. „Der reiche Better hat keine Geduld mehr, morgen kommt das Gericht und versteigert all unser Hab und Gut.“

„Und übermorgen ist Weihnachten! Da wird wohl morgen auch kein Bäumlein mit lustigen Lichtern brennen!“ bemerkte traurig Hannes. Doch setzte er rasch hinzu, weil er fühlte, daß seine Bemerkung den Vater schmerzen könnte: „Da das Annerl todt ist, hätt' ich doch keine Freude mehr an den hellen Lichtern und an dem grünen Baum — es ist besser, wenn ich an den Weihnachtsbaum denke, dessen sich das Annerl droben im Himmel bei der lieben Mutter erfreut!“

Der Alte schwieg.

Nach einer Pause fuhr Hannes fort: „„Mußt nicht traurig sein, lieber Vater; ich werde jeden Tag größer und stärker — wenn sie auch unsre Hütte nehmen und das Wenige, was wir haben, mehr als das können sie uns doch nicht nehmen. Ich will schon arbeiten, daß ich mir was verdiene, davon wir leben können. Es wird sich schon ein Verdienst finden!““



„Dein armer Vater hat nichts gelernt als die Weberei, und wenn sie ihm den Webstuhl fortzuschaffen, dann muß er betteln gehn und leben von der Leute Barmherzigkeit,“ ließ sich der Alte bitter vernehmen.

„„Unser Herrgott wird uns nicht verlassen, wenn uns auch die Menschen verlassen““, tröstete Hannes — „„der Herr Pfarrer hat uns erst neulich eine Geschichte erzählt von einem armen Manne, dem's nicht besser erging als uns, und der doch wieder seines Lebens froh wurde, weil er auf Gott vertraute und den Muth nicht sinken ließ.““

„Von der Noth und der Armuth lassen sich gut Geschichten erzählen, wenn man nicht selbst in Noth ist!“ entgegnete der Weber. „Des Müllers Herz rührt der Herr Pfarrer nicht. Eher werden die Mühlsteine weich wie Butter, eh' unser Vetter eine menschliche Regung spürt. Ich kenne ihn. Er ist ein harter

Mann, hat seinen einzigen Sohn wegen eines leichtsinnigen Streiches verstoßen und in die Fremde gejagt. Wer weiß, was aus dem geworden ist!“

„„War das der stolze Vetter Wilhelm, der einmal dem Annerl die Aepfel wieder nahm, die die Müllerin uns geschenkt hatte?““ frug Hannes, obwohl er's gut wußte; aber er hoffte das Gespräch, das ihm weh that, auf einen andern Gegenstand zu lenken.

Der Alte fuhr in mürrischem Tone fort: „Es war eine Thorheit von mir, daß ich nicht längst Geld aufnahm, um dem Müller die Schuld heimzuzahlen. Einen härteren Gläubiger hätt' ich nicht finden können als ihn.“

Das Unglück, seine Hütte zu verlieren, hatte den armen Weber taub gemacht für alles Andere, auch für die Trostworte, die dem Hannes aus seinem jungen Herzen geflossen waren.

Nach einer Weile fuhr der Alte fort: „Haft freilich Recht, Hannes! Auf Gott muß man vertrauen, bei den Menschen ist keine Hilfe; aber lieber wär mir's, als hier auf der Bank zu sitzen, wenn ich draußen ruhen dürfte beim Annerl und bei deiner guten Mutter.“ Dann senkte er wieder das Angesicht in beide Hände und dem Hannes kam's vor, als ob sein Vater bitterlich weine. Das schnitt ihm tief in sein Herz, wie ein scharfes Messer, das einem jungen Bäumlein in's Mark bringt; aber sein Auge blieb trocken, und schweigend hielt er sich am Ofen an, der kalt geworden war, wie ein treulosser Freund. Lange saßen noch der Alte und Hannes, bis das Knistern des Lampenlichts daran erinnerte, daß das spärliche Del verzehrt und es Zeit sei, zu Bette zu gehen.

Der Vater erhob sich, schob den Kiegel an der Hausthüre vor und zog den alten Kaus aus. Hannes stellte sich vor das Crucifix, das in der Ecke der Stube hing, und begann sein Nachtgebet zu sprechen. Auch der Alte stellte sich nun hinter Hannes und betete mit ihm ein Vater unser. Dann gingen beide in die Nebenkammer und legten sich zur Ruhe. Der Wind pfiß draußen und rüttelte an den Scheiben, an welche bald lauter bald leiser die eisigen Körner schlugen, welche der Sturm in wildem Spiele bald dorthin bald dahin jagte. Vom Dorfe her hörte man hin und wieder die Glockenschläge. Es war schon spät, als die Ermüdung dem alten Weber die Augen schloß und ein wohlthätiger Schlaf ihn auf einige Stunden den Gram vergessen ließ, der Herz und Haupt umfangen hielt.

Hannes konnte nicht schlafen; seit den letzten trüben Worten, die sein Vater gesprochen, lebte in

seinem Herzen ein Gedanke, der mit fieberhafter Erregung ihn immer mächtiger bewegte.

Wie wär's, wenn du dein Glück versuchtest und den reichen Better noch einmal um Nachsicht und Erbarmen für deinen armen Vater ansiehest? Das war dem Hannes eingefallen, als er seinen Vater weinen sah. Erst wollte er's dem Vater sagen, dann aber bracht' er's nicht über die Lippen und schien es ihm besser, ohne Wissen seines Vaters den Gang zum Müller zu wagen. Er wußte, daß sein Vater ihm nicht gestatten würde, bei dem reichen Mann um Gnade zu betteln. Er fühlte klar, daß in dem Herzen des Unglücklichen ein bitterer Groll seine Wohnung aufgeschlagen habe, der ihn lieber elend zu Grunde gehen ließ, als dem sein Glück zu danken, den er haßte. Unwillkürlich verschwieg darum Hannes seinen Einfall. In der Stille der Nacht wuchsen jedoch seinem Gedanken von Minute zu Minute die Schwingen. Was ihm erst nur ein guter Einfall schien, dächte ihm nun eine höhere Mahnung, eine heilige Pflicht. Er vergaß, daß es bald Mitternacht, daß zur Mühle wohl eine Stunde zu gehen sei, daß der eisigkalte Wintersturm den ohnehin beschwerlichen Gang fast zur Unmöglichkeit mache; er dachte nicht, daß sein Vater Recht haben könne, wenn er die Steine des Müllers für empfänglicher hielt, als dessen Gemüth, in ihm sprach's wie eine Stimme aus einer andern Welt: „Steh' auf und bitte den Better für deinen Vater um Nachsicht.“

Hannes merkte, daß sein Vater schlafe. Rasch hob er sich vom Lager. Kaum daß er sich Zeit nahm, im Finstern seine Schuhe und seine Kappe zu suchen und seine zerrissnen Kleider anzuziehen. Im Dunkel schlich er aus der Kammer. Leise öffnete er die Thüre, und damit er nicht den Vater wecke, wenn er den Riegel zurückschieben würde, der nicht ohne großes Geräusch sich bewegen ließ, öffnete er behutsam das Küchenfenster. Mit einem frischen Sprung stand er draußen in der eisigen Winternacht. Noch immer peitschte der Sturmwind den Schnee wie Hagelkörner auf die Erde herab; Hannes achtete es kaum. Mit raschen Schritten eilte er über die Felber geraden Wegs der Mühle zu.

Anfangs ging's leidlich; aber es währte nicht lange, so kam Hannes an Stellen, wo der Sturmwind den Schnee in großen Haufen zusammengefegt hatte und er bei jedem Schritte tiefer einsank. Bald fand er sich jedoch immer wieder zurecht und gewann festen Grund. Einsam war's und schaurig ringsum. Kein lebendes Geschöpf wachte mehr in der kalten Winternacht außer ihm, und wenn auch der Schnee so hell machte, daß er sehen konnte, ob er sich noch auf dem

Felde oder im Walde befinde, so hatte Hannes doch bald keine Sicherheit mehr dafür, daß er die Richtung nicht verloren. Jetzt bereute er, nicht auf dem Wege geblieben zu sein, der durch das Dorf zur Mühle führte und wenn auch weiter, doch sicherer ihn an's Ziel gebracht haben würde. Sein innerer Drang ließ jedoch keine bangen Zweifel aufkommen. Muthig schritt er vorwärts dem Walde zu, durch welchen er gehen mußte, um zur Mühle zu kommen. Jetzt schlug die Thurmuhr vom Dorfe wieder. Hannes erkannte mit Freuden an dem fernen Ton, daß er die Richtung nicht verloren habe und schon ziemlich weit von der Hütte seines Vaters entfernt war. Nun hatte er auch den Wald erreicht, der ihm gegen den Schneesturm doch einigen Schutz gewährte, wenn auch die größere Dunkelheit, die ihn jetzt umgab, ihn nöthigte, langsamer zu gehen. Zu Hause hatte er nicht bedacht, ob wohl der Müller schon schlafen werde, ob man ihm noch Einlaß gewähren und seine Bitte anhören wolle; — jetzt kam ihm auch dieser Zweifel, — aber die Stimme in seinem Herzen übertönte diesen Zweifel und festen Schrittes ging es vorwärts. Manch heißes Gebet hatte Hannes schon auf dem Wege für sich gesprochen; jetzt, da ihn der Wald mit seinem Dunkel umgab, begann er zu pfeifen und zu singen, aber es wollte ihm nicht recht von den Lippen gehn. Der Sturmwind rauschte so schauerlich, die Aeste krachten so unheimlich — schweigend mühte sich Hannes wieder seines Weges weiter.

Er hatte den Wald glücklich hinter sich. Das Schneegestöber hatte nachgelassen und da und dort blickte ein Stern vom hohen Firmament herab. Mit einem tiefen Dankgefühl gegen Gott erhob Hannes das Haupt und schaute weit umher, Athem holend und einen Augenblick stillstehend, um sich zu vergewissern, ob er sich nicht verirrt habe. Wieder tönte ein Glockenschlag durch die stille Nacht. Gott sei's gedankt, es war die Glocke des Dorfes, von dem die Mühle des reichen Better's nicht mehr weit entfernt lag. Hannes verdoppelte seine Anstrengung — endlich hörte er das Bellen eines Hundes und wieder nach einigen Schritten das Klappern der Mühle — er war am Ziele. Der Hund des Better's schlug lauter an. Da lag zwischen Hügeln das weite Gehöfte des reichen Mannes und aus einem Fenster grüßte ein Licht, unserm Hannes ein Strahl des Trostes und der Hoffnung. Das Herz des armen Jungen pochte heftig, denn jetzt galt's, die rechten Worte zu finden, die dem Better zu Herzen gehen sollten, und was war die eisige Winternacht mit ihrem Schneesturm gegen den reichen stolzen Müller? Hannes verlor indessen den Muth nicht und näherte

sich festen Schrittes der Mühle. Der Hund bellte heftiger. Wenn er von der Kette los wäre und dir ein Leides thäte, dachte jetzt Hannes bei sich und hielt an; aber das feste Vertrauen auf Gott und das Bewußtsein der Erfüllung einer heiligen Pflicht ließ ihn auch diese Furcht überwinden und trieb ihn weiter. Nun hörte er die Kette klirren, mit welcher der Hund an einer langen Stange angelegt war, so daß er wohl einige Schritte hin und wieder springen, aber doch Niemand erreichen konnte, der sich vorsichtig dem Eingang der Mühle nahte. Noch immer leuchtete das Licht aus der Mühle: da plötzlich erlosch es. Hannes erschrak, denn wenn in der Mühle Alles zu Ruhe gegangen, hatte er umsonst den Weg gemacht. Unwillkürlich rief er mit lauter Stimme in die Nacht hinaus: „Herr Better! Herr Better!“ dann hielt er an, um zu lauschen, ob ihm Niemand Antwort gebe.

Der Müller hatte an diesem Tage eine große Summe Geldes eingenommen und war spät in der Nacht erst damit fertig geworden, die einzelnen Rollen in verschiedenen kleinen und großen Münzen nachzuzählen; dann hatten ihn noch seine Rechnungsbücher beschäftigt, denn er war ein Mann von strenger Ordnung im Geschäfte, und so war er heute länger als sonst wach geblieben. Jetzt hatte er eben das Geld im Kasten wohl verwahrt und das Licht ausgelöscht, um sich zur Ruhe zu begeben, als ihn das lebhafteste Bellen des Hofhundes und der gellende Ruf des Hannes darauf aufmerksam machten, daß sich noch Jemand der Mühle nahe. Deshalb trat der Müller vor die Hausthüre, um zu sehen, was es gebe.

Hannes wiederholte lauter seinen Ruf.

„Was gibt's da?“ schrie jetzt der Müller entgegen. Hannes erkannte ihn an der Stimme.

„Gott sei's tausendmal gedankt“, rief Hannes und sprang auf den Better zu, „daß Ihr es seid, lieber Herr Better, und daß ich Euch noch sprechen kann!“

„„Wer seid Ihr? und was wollt Ihr um Mitternacht vor meiner Mühle?““ ließ sich jetzt der Better mit rauhem Tone vernehmen.

„Ich bin der Hannes,“ erwiderte dieser rasch, „und komme von meinem armen Vater, eurem Better!“

Der Müller wunderte sich über diesen seltsamen Besuch und schwieg einen Augenblick. Er erkannte im Schneelicht den kleinen Hannes.

Dieser warf sich vor dem Müller auf die Kniee und rief in äußerster Bewegung:

„Herr Better! Mein armer Vater ist Euch

Geld schuldig. Ohne sein Wissen komm' ich zu Euch! Morgen wollt Ihr seine Hütte versteigern lassen — o habt Nachsicht — habt Erbarmen und wartet noch einige Wochen — sonst bringt das Herzleid meinen Vater um!“

Der Müller hatte sich vor Staunen und Ueberaschung noch nicht zurechtgefunden. Hannes umschlang jetzt mit beiden Armen seine Kniee.



„O lieber Herr Better! Gott wird's Euch tausendfach lohnen, wenn Ihr Mitleid habt mit meinem Vater. Erbarmt Euch seiner. Ich will ja gern arbeiten, was ich kann, um so viel zu verdienen, als nöthig ist, um Euch das Guthaben zurückzuzahlen. Geduldet Euch nur ein paar Jahre.“

Wäre das Herz des Müllers nicht härter gewesen als Stahl, die flehende Stimme des jungen Menschen, der durchnäßt und von Kälte erstarrt zu seinen Füßen lag, der den weiten Weg in der Winternacht zurückgelegt, um für seinen Vater zu bitten, hätte ihn tief bewegen müssen. Aber der alte Weber hatte Recht — die Mühlsteine waren weicher als des Müllers Gemüth.

„„Scheer' dich zum Henker!““ rief der Müller und machte sich von Hannes los, indem er ihn von sich stieß, daß der arme Knabe schier auf der steinernen Stufe den Kopf verletzt hätte. „„Was kümmert mich der Better! Habe lange genug Nachsicht gehabt mit dem faulen, lieberlichen Menschen! Morgen kommt seine Hütte unter den Hammer. Hab'

noch Schaden genug dabei, denn was wird erköst werden — lang nicht so viel, als der Lump mir schuldig ist.“

Hannes traute seinen Ohren nicht. So hart, hatte er gedacht, kann keines Menschen Herz sein, daß solche Worte wirklich von seinem Munde kämen! Und doch, da steht ja der Vetter vor dir — es ist kein Traum — er hat deiner Bitte mit Beschimpfungen deines Vaters geantwortet.

„Was fällt dir ein, meine Nachtruhe zu stören! frecher Bube! Glaubst dein Vater, er hab's mit einem alten Weibe zu thun, das er mit solchen Kunststücken rühren könnte? Sag ihm, der Vetter ist kein Narr und weiß, was er will, und nun pack dich fort von meinem Hause, sonst soll dir der Hund den Weg weisen!“ Damit schlug der Vetter die Thüre hinter sich zu und der Hoshund, welcher ruhig geworden war, als der Müller auf die Hauschwelle herausgetreten, begann auf's Neue heftig zu bellen und an der Kette gegen Hannes zuzuspringen und sich wie wüthend zu geberden.

Armer Hannes, da lagst du nun auf der Schwelle des reichen herzlosen Veters, zurückgewiesen, ja kaum angehört deine Bitte und du allein in der kalten freudlosen Nacht. Wie hattest du so viel gehofft von diesem Gange, und jetzt waren alle Anstrengungen, alle Gefahren des Weges vergeblich!

Hannes lag einige Augenblicke wie bestimmungslos. Das Bellen des Hundes schreckte ihn alsbald auf. Wenn er an die eisigen Worte dachte, mit denen ihn der reiche Vetter vom Hause gejagt, kam ihm jetzt die Stimme des Hundes mild und freundlich vor, obwohl diese rauh genug klang. Ist's ein Traum? dachte Hannes bei sich; aber der eisige Wind, der noch immer blies, gemahnte ihn, daß er wache und höchste Zeit habe, in seines Vaters Hütte zurückzukehren.

Auf dem Wege zum Müller hielt den armen Hannes der Gedanke aufrecht, daß dieser Gang den Vater retten könne; jetzt, da auch diese letzte Hoffnung zu nichte war, spürte Hannes erst die ganze Beschwerde seiner nächtlichen Wanderung.

Am liebsten wäre er vor der Schwelle des Veters liegen geblieben bis zum Morgen, auch wenn er nimmer wach geworden sein würde.

Hannes raffte sich auf und trat den Rückweg an. Allmählich beruhigte sich der wachsame Hoshund und ferner schon hörte Hannes die einzelnen Ausbrüche seines Grolles über die gestörte Nachtruhe. Bleischwer lag jetzt die Müdigkeit dem armen Knaben in den Füßen. Er hatte kaum mehr Kraft genug, sich im Schnee weiterzuarbeiten. Der Weg führte

über eine Wiese, die mit einem Zaun umfriedet war. Beim Herwege war Hannes behend und leicht über diesen Zaun gestiegen, jetzt vermochte er kaum mit äußerster Anstrengung über denselben zu klettern. Todtmüde sank er auf der andern Seite in den Schnee. Ein schwerer Schlaf zog sich über seine Augenlider und trotz aller Kälte überkam ihn ein Gefühl behaglicher Wärme, als sollte er hier ruhen und rasten. Ihm war's, als läge er daheim im Bette, und bald war Hannes eingeschlafen. Das Haupt auf die Schulter gesenkt — mit dem Rücken an die Bretter des Zaunes gelehnt, so saß er und schlummerte.

Vom hohen Himmelszelt leuchteten klar die Sterne hernieder. Die Wolken hatte der Sturmwind verjagt und der Mond strahlte friedlich auf die stille Erde herab, die unter der weißen Leichendecke fast so fest schlief, als unser Hannes. Auf unsichtbaren Leitersprossen stiegen bunte Traumgestalten durch die kalte, klare Luft zu unserm Hannes hernieder und umgaukelten seine Seele mit lieblichen Bildern.

Auf einer blumenreichen Wiese fand er sich. Berauschend dufteten alle die tausend Blumen und würzten die Luft, die lieblich mit ihren schlanken Stengeln spielte und ihre kleinen Häupter wiegte, als wollte sie dieselben in Schlummer bringen. Lieblich tönte aus dem nahen Buchenwalde der Chor der muntern Frühlingsboten, die mit hellen Glockenstimmen den Lobpriesen, der ihnen die lustigen Schwingen gegeben. Da fuhr auf den Strahlen der Sonne, die wie eine Straße sich hinzuziehen schienen, ein Wagen mit silbernen Rädern, gezogen von blendend weißen Rossen. Das Innere des Wagens war mit blauem Sammt ausgeschlagen und von goldenen Sternlein übersät, und Kutscher und Bediente hatten bunte Flügel. Wer ist das blonde Kind, das in dem prächtigen Wagen sitzt? Kennst du ihr blaues Auge nicht? Es ist dein Annerl. Aber das Annerl fährt stolz vorbei an ihrem armen Bruder und würdigt ihn keines Blickes. Der Hannes hat kaum sein Annerl erkannt, so ruft er laut seinen Namen, aber seine Stimme versagt im halben Wort. Er läuft dem Fuhrwerk nach, aber seine Füße versagen ihm den Dienst. Da kommen zwei bunte Vöglein, die tragen ihn im Fluge mit ihren Flügeln dem Annerl nach — schon ist er dem Schwesterl nah, ganz nah — ein Schritt noch, so hat er den Wagen erreicht. Sein Annerl schaut um und wie's den fliegenden Hannes sieht, da streckt es ihm jubelnd die Hände entgegen und Hannes fliegt selig an sein Herz! — In diesem Augenblicke fiel ein Schuß. — Hannes schrat aus seinem Schlummer auf.

Von der Mühle her tönte das Bellen des Hofhundes. Einzelne Stimmen riefen durch die Nacht.

Hannes war aufgestanden und blickte um sich. Es war helle wie am Tag.

Noch war Hannes nicht recht zu sich gekommen und wußte kaum, ob's ein Traum war, daß er sein Annerl gesehen hatte, oder Wirklichkeit, als er über die Wiese her im Schnee einen Menschen auf sich zuweilen sah.

Hinter ihm schienen in weiter Ferne Menschenstimmen näher zu kommen.

„Haltet ihn! haltet ihn!“ so tönte es von der Mühle her.

Hannes stand hinter dem Zaune, an welchem er eingeschlafen war. Nun schwang sich der Eilende über den Zaun und wieder tönte der Ruf:

„Haltet ihn! haltet ihn!“

Wie ein Blitz zuckte es dem Hannes durch den Kopf: Das ist einer, der entfliehen will, du mußt ihn festhalten.

Rasch, ehe jener den Zaun überstiegen hatte, sprang Hannes mit einem Satz auf ihn zu und packte ihn mit aller Kraft, deren er fähig war, an der Brust.

Der Flüchtige erschrak, denn er hatte Hannes hinter dem Zaune nicht bemerkt.

„Halt!“ rief Hannes und sah dem Fremden in's Gesicht.

Es war Wilhelm, der stolze Wilhelm, der dem kleinen Annerl die Äpfel genommen hatte.

„Laß mich los,“ schrie der Ueberraschte, „oder du sollst es bereuen!“

Hannes fühlte plötzlich eine wunderbare Kraft in seinen Armen, und obwohl der Flüchtige weit größer und stärker war als der halberstarrte Hannes, so gelang es ihm doch nicht, sich von demselben loszureißen.

Die Verfolger kamen näher heran.

„Laß mich los!“ rief Wilhelm noch einmal, aber Hannes hielt ihn nur noch fester. Da versetzte Wilhelm dem Hannes einen heftigen Stoß auf die Brust, daß derselbe einen Schritt zurücktaumelte. Schon glaubte sich Wilhelm befreit, als sein muthiger Gegner mit neuer Kraft seine Zoppe erfaßte. Wiederholt stieß Wilhelm mit Händen und Füßen gegen Hannes, umsonst! Da übermannte ihn die Angst, er riß einen Prügel vom Zaune und schlug den Hannes so heftig über den Kopf, daß derselbe zu Boden sank. Dann riß er sich mit äußerster Anstrengung los und enteilte dem nahen Walde zu. Jetzt waren die Verfolger an den Zaun herangekommen.

„Da ist er hinüber!“ rief einer derselben; es war der Müllersknecht, dem sein Herr auf dem Fuße folgte.

Der Müller hatte ein Gewehr in der Hand und leuchte schier athemlos heran.

„Da liegt einer!“ schrie der Mühlknecht erschrocken, als er über den Zaun gestiegen und fast auf Hannes getreten war, der hart am Zaune im Schnee lag.

Der Müller trat herzu.

Hannes lag bewusstlos. Das Blut floß ihm über die Stirne herab; in seinen Händen hielt er krampfhaft ein Stück einer Zoppentasche, die er seinem Gegner vom Leibe gerissen hatte.

„Das ist der Dieb!“ schrie der Müller außer sich vor Erregung. „Ich habe ihn an den Kopf getroffen.“

„Er lebt noch“, entgegnete nach einer Pause der Mühlknecht, der sich zu Hannes auf den Boden niederbeugte und überzeugt hatte, daß derselbe noch athme.

Jetzt hob der Mühlknecht den armen Weberbuben auf. Das Mondlicht fiel auf sein bleiches von Blut überströmtes Gesicht.

„Der Hannes ist's!“ schrie der Müller! „Hab mir's doch gleich gedacht, daß es nur ein Vorwand war, als er mich für seinen Vater um Nachsicht anbettelte. Da schaut nur, was er in der Hand hält.“

Hastig griff der Müller nach dem Stücke der Zoppentasche und ihrem Inhalt.

„Eine Geldrolle ist's — der Raub, den mir die Gauner entrißen!“

„Es müssen ihrer mehrere gewesen sein, denn ich sah einen dem Walde zulaufen!“ bemerkte der Mühlknecht.

„Laßt ihn laufen. Da wir nun den Einen haben, werden wir auch den Andern auf die Spur kommen. Ich habe keinen Athem mehr, um weiter zu gehen,“ versetzte der dicke Müller, erfreut, als er am Gewicht der Rolle merkte, daß es sein Gold sei, in dessen Besitz er wieder gelangt war.

„Könnt ihr den Buben allein schleppen? Wir wollen zur Mühle zurück; nehmt ihn auf die Schulter, wie einen Sack, der soll uns nicht mehr entkommen,“ sprach der Müller zu seinem Knechte.

„Wenn er uns nur nicht stirbt unterwegs — er blutet stark!“ entgegnete der Knecht. „Ich will ihm doch erst Schnee auf die Wunde legen und mit meinem Tuche ihn verbinden.“

Der Müller ließ es geschehen.

„Weil ich nur das Gold wieder habe“, sagte der

reiche Vetter halb für sich. „Das wäre so ein gefunden Fressen gewesen für den Weber und den Taugenichts, seinen Buben da! Ja! trau einer den Menschen. Hätte mich schier rühren lassen von seinem Zimmer, unterdessen steigt mir der Gauner in die Stube und raubt mich aus.“

Der Knecht hatte Hannes nothdürftig verbunden, dann schleppte er ihn auf seinen Armen der Mühle zu. Der Müller ging in lautem Selbstgespräch über die Verderbtheit der Menschen hinterdrein.

Ueber eine Weile schloß sich das Hausthor der Mühle. Der Hofhund, den sie in der Haft von der Kette zu lösen vergessen hatten, ward stiller — dann war's wieder friedlich ringsum. Der Mond leuchtete klar auf die schneebedeckte Flur herab, als wäre nichts geschehen, und die Thurmuhren schlugen die erste Stunde des Tags vor Weihnachten in die kalte, klare Nacht hinaus.

Um dieselbe Zeit erwachte der alte Weber aus seinem Schlaf. Eine Weile lag er für sich in Gedanken, dann lauschte er, denn es fiel ihm plötzlich auf, daß er seinen Hannes nicht wie gewöhnlich athmen hörte. Er richtete sich empor und schaute nach dem Bette seines Buben; aber es war in der Kammer zu finster, um unterscheiden zu können, ob Hannes im Bette liege oder nicht. Der alte Weber spannte seine Gehörnerven noch mehr an, da war ihm, als hört' er draußen ein Wimmern. Rasch sprang er vom Lager auf. Ein Griff in die Kissen des Bettes seines Sohnes überzeugte ihn zu nicht geringem Schrecken, daß Hannes nicht im Bette liege. Eilig stürzte er deshalb aus der Kammer in die Stube. Da vernahm er das Wimmern deutlicher. Er eilte zur Stubenthüre hinaus und öffnete die Hausthüre. Da lag vor derselben ein junger Mensch. Im ersten Augenblicke glaubte der alte Weber, es sei sein Hannes. Dann aber sah er im Mondlicht deutlich, daß der Mensch größer sei und älter als sein Hannes.

„Was wollt Ihr?“ redete der alte Weber, über der fremden Erscheinung einen Augenblick die Abwesenheit seines Sohnes vergessend, den Wimmern an.

„O nehmt mich auf in Eurer Hütte, Vetter!“ ließ sich jetzt der Angeredete in flehendem Tone vernehmen. „Ich kann nicht mehr weiter! Mich schmerzt der Fuß, in den ich geschossen worden bin, — o habt Erbarmen!“

Der alte Weber vergaß sein eigenes Leid über diesem Jammer gänzlich. Er beugte sich zu dem zitternden Menschen herab und hob ihn sorgfältig auf.

„Ihr seid's, Vetter Wilhelm!“ rief jetzt der Weber

erstaunt. „Wie kommt Ihr Nachts vor meine Hütte? Wer hat Euch ein Leids gethan?“

Ehe Wilhelm diese Fragen zu beantworten vermochte, hatte der alte Weber ihn in die Stube getragen und auf die Ofenbank gesetzt. Er machte Licht. Jetzt erst bemerkte er, daß die Rükenthüre offen stehe und auch das Rükfenster. Rasch schloß er beide.

„Wie ist Euch?“ nahte er sich, nachdem nun Licht gemacht war, dem jungen Vetter freundlich.

„Gott lohn' es Euch, daß Ihr mich bei Euch aufgenommen habt. Ich wäre erstoren in der eisigkalten Winternacht“ — stammelte Wilhelm vor Frost bebend.

Mittlerweile hatte der Weber sich überzeugt, daß Wilhelm einen Schuß im linken Fuße hatte. Gefrorenes Blut klebte an seinem Beinleide.

„Laßt Euch den Stiefel abnehmen“, begann nun sorglich der Weber, der ganz vergaß, daß sein Hannes nicht daheim sei. „Zum Glück versteh' ich mich ein wenig auf's Wundenverbinden von meiner Militärzeit her. Haltet Euch nur still.“

In geschäftiger Eile hatte der Weber alsbald die Wunde untersucht und so gut es ging, verbunden. Dann holte er einige Bettstücke aus der Kammer und richtete dem Wilhelm auf der Ofenbank ein warmes Lager zu.

Jetzt erst fiel's ihm wieder wie glühendes Eisen in die Seele: wo ist dein Hannes?!

„Habt Ihr meinen Hannes nicht gesehen?“ frug der Weber, dem nun der Gedanke kam, das Verschwinden seines Sohnes könne mit dem seltsamen Erscheinen Wilhelm's und dessen Verwundung im Zusammenhang stehen.

„Euern Hannes?“ wiederholte Wilhelm — dann schwieg er und barg das Gesicht in die Kissen.

Der alte Weber erging sich in hundertlei Vermuthungen und Gedanken, wo sein Hannes hingegangen sein könne, aber schließlich schien ihm keine Annahme wahrscheinlich. Diese Unerklärlichkeit der Abwesenheit seines Sohnes verdoppelte seine Angst. Kaum hatte er dem Wilhelm das Lager zurecht gemacht, so trieb ihn die Sorge vor die Hütte hinaus. Nach allen Seiten blickte er aus und rief den Namen seines Sohnes in die stille Nacht. Umsonst, nirgendher tönte ihm Antwort. Wohin sollte er sich wenden, um ihn zu suchen? Vielleicht finden sich im Schnee Spuren — aber die hatte der Schneesturm längst verweht! Schweren Herzens kehrte darum der alte Weber wieder in die Hütte zurück und empfahl mit einem tiefen Seufzer seinen Hannes in Gottes Schutz.

Wilhelm lag schweigend auf der Ofenbank.

Der alte Weber hatte den Rest von Reisig, der sich in der Küche fand, in den Ofen gesteckt und angezündet. Dann hatte er neben Wilhelm sich auf einen Stuhl gesetzt. Bald überzeugte er sich, daß das Fieber nachgelassen habe und Wilhelm einschlafe.

Da er nun so allein in seiner Stube neben dem verwundeten Better saß und nicht wußte, wo sein Hannes weile, fühlte er lebhaft, wie unrecht es war, daß ihm sein Herz vor Leid vergehen wollte, weil er sein Hab und Gut an fremde Leute verlieren sollte. Was ist all dein Hab und Gut gegen deinen Hannes? Wenn er dir zu Grunde ginge in der kalten Winternacht! Straft der Himmel deinen Kleinmuth so schwer?! —



Es waren hange Viertelstunden, die nun hinschlichen, bis Wilhelm das Haupt erhob und um sich her sah, als wisse er nicht, wo er sich befinde.

Der alte Weber nahm ihn freundlich bei der Hand.

„Beim armen Better seid Ihr,“ redete der Weber den Erwachenden an; „aber, wenn Ihr nun Eurer Sinne mächtig genug seid, um mir zu antworten, so sagt mir um des Himmels willen, wo Ihr herkommt und wie Ihr diesen Schuß erhalten habt?“

„Ich will Euch Alles erzählen, so gut ich's kann,“ entgegnete Wilhelm, und dann begann er davon, wie ihn sein Vater in seinem fünfzehnten Lebensjahr vom Hause gejagt habe und wie er draußen in der Welt bei fremden Leuten habe dienen müssen, wie es ihm schlecht ergangen sei und so weiter.

„Drei Jahre hab ich's ertragen,“ fuhr dann Wilhelm fort, „drei lange schwere Jahre, und mich geplagt und gemüht, was ich konnte, aber dann riß mir die Geduld. Ein schlimmer Gefelle, mit dem ich viel Umgang hatte, blies mir den Gedanken in den Kopf, ich solle bei meinem Vater so viel Geld zu

nehmen suchen, als nöthig wäre, um nach Amerika auszuwandern. Ich sträubte mich lange dagegen; aber der Mensch redete mir ein, das sei ja nicht gestohlen, wenn ich das, was mir mein Vater grundlos vorenthalte, was ich dereinst doch erben müsse, zum Voraus an mich nehme, und so ließ ich mich bereben. Heute Nacht schlief ich mich in die Mühle meines Vaters und als Alles zur Ruhe gegangen war, erbrach ich den Kasten, in dem mein Vater sein Geld verwahrt, und nahm eine Rolle Goldes, dann wollte ich durch's Fenster fort. Ich war aber kaum durch's Fenster gestiegen, als mein Vater Lärm machte und Leute mit Licht aus der Mühle kamen. Ich lief, was ich konnte, da fiel ein Schuß und traf mich in den Fuß. Ich sank zusammen, aber die Angst vor meinem Vater raffte mich empor, ich enteilte über die Wiesen querselbein. Ihr wißt ja den Zaun in der Nähe des Waldes. Glücklicherweise hatte ich den erreicht, als mich Einer aufhielt, mit dem ich ringen mußte, bis es mir endlich gelang, in den Wald zu entkommen. Der brennende Schmerz zwang mich vor Eurer Hütte zu halten. Meine Kräfte verließen mich, und nun hab' ich nur noch eine Bitte, bringt mich zu meinem Vater, daß ich ihn um Vergebung bitten kann, dann will ich gerne sterben — ich hab nichts Besseres verdient!“

Die Worte Wilhelms kamen von Herzen. Der alte Weber hatte die Erzählung mit steigender Spannung angehört, jetzt leuchtete wie ein seliger Stern in sein Herz der Gedanke: armer Better, vom eigenen Sohne bestohlen; wie reich hat mich doch Gott gemacht, der mir meinen braven ehrlichen Hannes geschenkt! —

Der Tag begann noch nicht zu dämmern, als der alte Weber sich auf dem Wege zur Mühle befand. Er hatte noch einmal sich überzeugt, daß es mit Wilhelm keine Gefahr habe; dann sammelte er noch einiges Reisig im nahen Walde und schürte das Feuer im Ofen, verschloß sorgfältig die Hütte und eilte der Mühle des reichen Better's zu.

Dort hatte mittlerweile der alte Müller sich nach seiner Heimkehr überzeugt, daß ihm außer der Goldrolle, die sie bei Hannes gefunden hatten, nichts fehlte. Vergnügter, als man nach den Vorkommnissen der Nacht hätte für möglich halten sollen, war der reiche Better zur Ruhe gegangen. Den Hannes hatten die Knechte in ihrer Kammer untergebracht. Auf einem Strohsack, mit einem Mantel des Mühlknechts bedeckt, lag er und schlief vor Erschöpfung und Ueberanstrengung einen tiefen Schlaf. Die Wunde auf dem Kopfe trug noch den ersten Verband, den der Mühlknecht auf der Wiese angelegt hatte.

Da der alte Weber nun der Mühle nahte, wollte sich in seinem Herzen wieder der Groll regen, den er gegen den hartherzigen Geldmenschen, seinen Vetter, hegte; aber er gedachte seines Hannes, von dem er noch immer nicht wußte, wo derselbe weilen könnte, und die Angst um dessen Leben stimmte ihn weich und demüthig, so daß er die Regung des Hasses nicht zu Worte kommen ließ, sondern in seinem Innern ersticke.

Der wachsame Hofsund begrüßte den Weber von ferne mit lautem Bellen. Unwillig drehte sich der reiche Vetter in seinem Bette um, als er durch die Stimme seines Wächters wieder aus dem Schlaf geweckt worden war. Ist denn heute keine Ruhe, dachte er bei sich, und war eben im Begriff wieder einzuschlafen, als der Mühlknecht in die Schlafkammer trat und ihm meldete, der Vater des Hannes sei in der Stube, er habe dem Müller etwas Wichtiges mitzutheilen.

Im ersten Augenblick war der reiche Vetter überrascht, dann ergoß er seinen Aergers in einer Flut von Scheltworten; aber er erhob sich gleichwohl vom Lager und trat in die Wohnstube hinaus, in welcher der alte Weber ohne Ahnung von der Nähe seines Sohnes Platz genommen hatte.

„Was wollt Ihr bei mir?“ so rief der dicke Müller beim Eintreten den Weber an. „Wollt Ihr sehen, wo Euer Bube mit seinem Raub geblieben und warum er so lang nichts heimbringt?“

„Was meint Ihr, Vetter, mit meinem Hannes und seinem Raub?“ entgegnete erschrocken der alte Weber.

„Ja richtig!“ fuhr der Müller in spöttischem Tone fort, „Ihr wißt nichts davon, das konnte ich mir denken. Zuletzt muß es der Bube allein gethan haben und der Alte zieht den Kopf aus der Schlinge.“

„Ich verstehe Euch nicht, Vetter! Redet vernünftig!“ versetzte hastig der Weber.

„Nun, wo ist denn Euer sauberer Hannes? Warum ist er nicht daheim?“ spottete der Müller weiter. „Konnte er vielleicht ohne Euer Wissen Nachts aus der Hütte?“

„Ich wollt' es auch nicht für glaublich halten, aber es muß doch so sein. Auch weiß ich nicht, was Hannes außer Haus zu thun hatte; doch das vertrau' ich fest — er ist in Gottes Schutz!“ antwortete ernst der Weber.

„In Gottes und meiner Knechte Schutz! Wenn Ihr ihn sehen wollt, er schläft draußen in der Knechkammer auf dem Strohh!“ fuhr der Müller weiter fort.

„Mein Hannes wäre bei Euch? Wie kam er hieher? Redet, redet!“ rief der Weber bewegt,

halb auf's neue erschreckt, halb freudig überrascht, denn nun wußte er doch, wo sein Bube sei und daß er lebe.

„Wie er her kam?“ antwortete der Müller; „nun wie eben die Diebe in die Häuser kommen, heimlich, nächtlicher Weile, schlau, wie ein Fuchs. Aber er war nicht schnell genug.“

„Mein Hannes ein Dieb?“ rief der Weber außer sich; „wie könnt Ihr meinen ehrlichen Buben beschimpfen, während Euer Sohn —“

„Was kümmert Euch mein Sohn!“ unterbrach der Müller die Worte des Webers. „Laßt den aus dem Spiel. Der Knecht und ich fanden Euern Hannes verwundet bei dem Zaun an der breiten Wiese. Ich hatte nach dem Diebe geschossen und ihn, wie es scheint, leicht am Kopfe verletzt. Euer Hannes war tüchtig gelaufen, aber am Zaun ging ihm die Kraft aus und da lag er, den Raub in der Hand. So brachten wir Euern Buben in die Mühle und morgen kommt er in den Thurm!“

„Mein Hannes in den Thurm?“ schrie der Weber, „und wißt Ihr denn, wer Euch bestohlen hat, wißt Ihr, Vetter, wen Ihr mit Euerm Schuß getroffen habt, wißt Ihr, wer in meiner Hütte verwundet liegt und mich her geschickt hat, daß ich Euch zu ihm hole? Mein Sohn ist's nicht, aber der Eure. Euer Wilhelm hat Euch bestohlen, Euer Wilhelm liegt bei mir daheim auf der Ofenbank, verwundet durch Euch!“

Der Müller erschrak. — Die Worte des Webers waren so bestimmt, seine Miene so sicher und überzeugend, daß der Müller im Augenblicke nichts zu entgegnen wußte. Eine Weile standen beide Männer schweigend.

Die Thüre ging auf und Hannes trat herein. Er hatte die Stimme seines Vaters erkannt und den Mühlknecht gebeten, ihn rasch zu seinem Vater gehen zu lassen. Der Mühlknecht gewährte es und folgte seinem Arrestanten auf dem Fuße nach.

„Vater!“ schrie der Knabe und flog dem alten Weber an die Brust. Ueberglücklich darüber, daß er seinen Hannes wieder habe, umschlang ihn der alte Weber mit beiden Armen. Jetzt sah er erst, beim Schimmer der Lampe, welche der Mühlknecht auf den breiten Tisch in der Wohnstube gestellt hatte, daß das Gesicht des Buben blutig und sein Kopf mit einem Tuche eingebunden war.

„Was ist mit dir geschehen, Hannes?“ frug der Weber nach der ersten Seligkeit des Wiedersehens; „du bist verwundet!“

„O es wird nicht gefährlich sein!“ sprach Hannes, „der Dieb, den ich aufhielt, dem ich die Tasche

vom Leibe gerissen, hat mir mit einem Prügel einen Hieb versetzt."

Der alte Weber hatte rasch seinem Sohne die Binde abgenommen und beim Lichte der Lampe die Wunde untersucht.

"„Gott sei's gedankt! Die Wunde ist nicht bedeutend,“ rief der Weber, und zum Müller gewendet: „„Euer Wilhelm hat hoffentlich nicht noch einen Mord auf dem Gewissen!““

„Ja, der Wilhelm war's,“ bestätigte Hannes, „ich habe ihn bestimmt erkannt.“

„Meint' ich doch gleich, es sei seine Figur gewesen!“ setzte jetzt der Mühlknecht hinzu.

„„Nun wagt Ihr's noch, Better — meinen Hannes einen Dieb zu schelten?!““ begann nach einer Weile der alte Weber, der seinen Sohn an beiden Händen hielt und ihm glücklich in die klaren schullosen Augen sah.

Der Müller schwieg.

„„Aber sag' mir nur, Hannes,“ fuhr der alte Weber fort, „was hattest du in der kalten Nacht draußen zu thun an der breiten Wiese — wie kamst du unbemerkt aus unsrer Hütte, was führte dich fort von deinem Vater?““

„O Vater!“ antwortete Hannes, „ich hab Euch nichts von meinem Vorhaben gesagt, weil ich wußte, daß Ihr mich nicht fortlassen würdet. Ich war beim Müller, um ihn um Nachsicht zu bitten, daß er unsre Hütte nicht versteigern läßt.“

„„Allein, in der kalten, stürmischen Nacht, wagtest du den gefährlichen Gang?““ sprach der alte Weber gerührt, und preßte einen Kuß auf des Knaben Stirne.

Der Müller schaute stumm auf die beiden. Das Eis, das über sein Herz gezogen war, begann zu bersten, sein Innerstes war tief erregt.

Die Thüre der Wohnstube ging wieder auf, die alte Haushälterin des Müllers trat herein, sie hatte eine Mütze in der Hand und ein Büchlein.

„Ist das nicht die Mütze Wilhelm's und sein Wanderbuch?“ ließ sich die Alte mit schnarrender Stimme vernehmen. „Ich fand beides eben im Tennen draußen.“

Der Mühlknecht nahm das Büchlein und las beim Schimmer der Lampe den Namen des Müllerssohnes auf dem ersten Blatte.

Eine lautlose Stille herrschte wieder einige Minuten in der Wohnstube.

Der alte Müller hieß den Knecht und die Haushälterin an ihre Arbeit gehn.

Hannes und sein Vater hatten auf der Ofenbank Platz genommen und hielten sich an den Händen.

Nun trat der Müller, als er mit den beiden allein war, näher an sie heran.

„Better,“ sprach er — „ich hab' Euch schweres Unrecht gethan! Vergebt mir! Euer Hannes ist kein Dieb! Er hat mir mein Geld gerettet — ich bin Euer Schuldner, nicht Ihr der meinige.“ —

Einige Stunden später hatte der Müller mit seinem Fuhrwerk den Weber und seinen Buben in die heimathliche Hütte gebracht und seinen Wilhelm in die Mühle zurückgeholt.

Der Notar, die Zeugen und die Steigerungslustigen, welche sich bei der Weberhütte eingefunden hatten, mußten unverrichteter Dinge abziehen, denn der Müller hatte auf Vornahme der Versteigerung verzichtet.

Die alte Haushälterin, welche vorzüglich den Müller gegen den Wilhelm aufgehetzt hatte, mußte heute noch den Bündel schnüren. Unter bitteren Reuethränen lehrte der verlorene Müllerssohn in das Vaterhaus zurück.

In der Weberstube brannte im Ofen ein behagliches Feuer. Der Müller hatte nicht nur die gepfändeten Gegenstände frei gegeben und dem Weber die Schuld nachgelassen, er hatte auch dem Hannes einige von den Goldstücken aus der Rolle, die sie in der Hand des betäubten Knaben gefunden hatten, in die Tasche gesteckt.

Nun schoß das Schiffelein am Webstuhle wieder lustig hin und her. Das Anwesen war schuldenfrei und noch ein hübsches Sümmechen überdies als Grundlage zur Hand. Der Fleiß des alten Webers, die Ehrlichkeit seines Hannes und dessen fester, treuer Sinn bürgten für künftigen Wohlstand.

Am Abende brannten einige Lichtlein auf einem Tannenbäumchen, das der alte Weber aus dem Walde geholt und in einem Brette befestigt auf den Tisch gestellt hatte. Der Müller hatte noch einige Goldstücke durch seinen Knecht des Abends in die Weberhütte geschickt; da lagen nun unter dem Weihnachtsbaum die glänzenden Goldstücke, die der brave Hannes durch seinen Opfermuth so wohl verdient hatte. Hannes, dessen Wunde vom alten Weber sorgfältig verbunden worden war und ihn nur wenig mehr schmerzte, schaute mit Thränen in den Augen auf die Herrlichkeit, als ihn der Vater aus der Schlafkammer in die Stube führte. Ihm war, als sähe er wieder die goldnen Sterne auf der Samtdecke, welche sein Annerl in ihrem blauen Wagen im Traum umhüllte. Weinend sank er dem alten Weber an das pochende Herz.

Selige Perlethränen rannen über die Wangen des glücklichen Vaters.

Beiden war's, als ständen sie im lichten Himmel, jubelnde Freude leuchtete ringsum — es war ein Glück, das sich nicht beschreiben läßt.

Kauschte es nicht draußen vor dem niedern Fenster der Weberhütte wie von Engelschwingen? War es das kleine selige Annerl, das durch die Scheiben hineinsachte, zu seinem Vater und dem lieben Hannes? Horch! nun klang es wieder so silberhelle, wie der Ton einer seligen Kinderstimme!

„O, wenn jetzt meine liebe Mutter da wäre und

mein kleines Annerl!“ sprach Hannes mit einem tiefen Seufzer.

„„Sie sind bei uns, sie sehen uns, Hannes!““ antwortete der Vater. Dann drückte er wieder den Hannes an's Herz.

Draußen glänzte, wie Millionen Diamanten, der Schnee im Mondlicht, das vom klaren Himmel floß, von dem Dorfe her tönten die Glocken feierlich und durch die stillen Lüfte klang es wie Gesang von Engelsklippen.

Der Musiker und sein College.*)

Von

Heinrich Viehoff.

Original-Zeichnung von Gustav Spangenberg.

Zu Wien im Prater war's. Den schatt'gen Wald
Durchwogt am Sommerfesttag bunt die Menge,
Und laut Gespräch und fröhlich Lachen schallt,

Dazwischen Harfentön' und Orgellänge;
Und Prachtcarossen ziehn in langen Reihn,
Gepußter Damen voll, durch laub'ge Gänge.

Wer aber mag der alte Kriegsmann sein,
Beim Fuß den Pudel und im Arm die Geige,
Dort an der Linde stehend ganz allein?

Der alte Baum senkt über ihn die Zweige,
Als ob zum Schirme wider Sonnenglut
Er für sein dünnes Silberhaar sie neige.

Nun hebt er an und streicht die Fiedel gut
Und läßt sie fröhlich bald, bald klagend schallen;
Vor ihm der Pudel hält im Mund den Hut.

Doch ach! wie Viele da vorüberwallen,
Kein Einz'ger hat des armen Geigers Acht,
Kein Kreuzerchen will in den Hut ihm fallen.

O! sicher wäre Mitleid schon erwacht,
Wollt' ihm ein Froher einen Blick nur schenken!
Trägt Wang' und Stirn doch Narben mancher Schlacht.

Der Tag von Aspern riß aus den Gelenken
Ein Bein ihm weg und ließ ein Kugelpaar
Ihm in den Gliedern als ein Angebenken.

Der Alte blickt so traurig auf die Schaar
Der Menschen, die an ihm vorüberwogen,
Und senkt sein Haupt dann mit dem Silberhaar.

Schon regt er lässiger der Geige Bogen;
Denn ach! die Hoffnung auf den heut'gen Tag,
Den schönen Festtag, hat ihn arg betrogen.

„Ob denn nicht Einer,“ denkt er, „eh der Glockenschlag
Der Nacht mich nach dem Strübchen ruft, dem leeren,
Zum Abendbrod mir etwas spenden mag?“

Schon sieht er frohe Gruppen heimwärts kehren;
Der Tag erbleicht, mit ihm der Hoffnung Schein;
Da fällt sein Aug' ein Paar geheimer Zähren.

Kaum trägt ihn noch das eine schwanke Bein,
Sein Arm will länger nicht den Bogen führen;
Er setzt ermattet sich auf einen Stein.

Da siehe! scheint sich Jemand nah zu rühren!
Ein Herr ist's, angelehnt an einen Baum,
Der ihn schon lang beschaut mit scharfem Spüren.

*) Am Sylvesterabend 1861 starb zu Paris, arm und fast vergessen, Alexander Boucher, der Paganini seiner Zeit, einst mit Gold, Ruhm und Orden überschüttet und von Königen und Fürsten gesucht. Was ihm mehr noch zur Ehre gereichte, war ein edles Gemüth. An sein warmes Mitgefühl mögen obige Terzinen erinnern, die eine Thatfache aus seinem Leben getreu berichten.

Des Alten stille Thräne sah er kaum,
Als hastig er herbeitrat zu dem Greise,
Wie plötzlich aufgewacht aus tiefem Traum.

Er drückt' ihm in die Hand ein Goldstück leise
Und bat, die Geig' ein Weilchen ihm zu leihn.
Fremdländisch klang des Herren Redeweise.

Und plötzlich stockte rings der Wanderer Menge,
Es machten selbst die prächt'gen Wagen Halt,
Und um die Gruppe wuchs der Horchenden Gedränge.

Man staunt des wundervollen Spiels Gewalt,
Den Spieler an, den Ordensbänder schmückten,
Und ahnt des Fremden edle Absicht bald.



Doch leuchtete sein Wunsch dem Alten ein;
Er gab die Geige mit neugier'gen Blicken;
Der Fremde stimmte gleich sie glockenrein.

„College,“ sprach er dann, dicht an den Rücken
Des Alten tretend, „nehmet Ihr das Geld,
Wenn etwa Segen fließt aus meinen Stücken!“

Und wie er nun das Spiel beginnt, da hält
Vor Staunen seinen Athem an der Alte,
Und fühlt vor Lust den Busen sich geschwellt.

Denn süß, wie ein melodisch Meer, umwallte
Der wundersame Klang sein lauschend Ohr,
Der säufelnd jetzt, dann voll und mächtig hallte.

Bald klang's, als schweb' ein fromm Gebet empor,
Dann schwoll's zum frohen Jubel an, als sänge
In seiner Geig' ein ganzer Engelchor.

Und in des Alten Hut, des hochbeglückten,
Klirrt Gold- und Silberregen nun ringsher,
Den hundert vorgestreckte Hände schickten.

Der Pudel knurrt; der Hut wird ihm zu schwer.
„Nehmt Euren Geigenack!“ hört man es schallen,
„Und macht den Hut für neue Gaben leer!“

Der Fremde läßt die Töne freud'ger hallen,
Und sieht, die Augen leuchtendhell, im Kreis,
Als nun auf's neue reiche Gaben fallen.

Dann aber mählig säufstigt er die Weis';
Es klang, als weh' im Park durch Laub und Reiser
Das Säufeln einer Lenznacht hold und leis.

Und immer süßer wird der Klang und leiser, —
Da hebt auf einmal er mit prächt'gem Schwung
Das Lied an: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“

Und wie ein Sturm erwacht Begeisterung;
Rings sieht man Hüf' und Mägen freudig schwingen,
Und in das Lied stimmt jubelnd Alt und Jung.

Doch wie des Liedes letzte Töne klingen,
Reicht schnell der Fremde dem beglückten Greis
Die Geig' und eilt hinweg, als hätt' er Schwingen.

„Wer war's?“ so geht's von Mund zu Munde leis,
Dann hört man lauter sich die Frag' erheben.
„Der Künstler Voucher war's!“ tönt's aus dem Kreis.

„Hoch, Hoch soll Alexander Voucher leben!“
So hört der Flüchtling hinter sich daher
Den Jubel noch wie fernen Donner schweben.

Heut gab's in Wien zwei frohe Menschen mehr.
Wer mochte wohl der frohste sein von beiden?
Der Alte mit dem Sack von Golde schwer?
Der Künstler mit der Brust voll stiller Freuden?



Ludwig Uhland,

geboren zu Tübingen am 26. April 1787, gestorben daselbst am 13. November 1862.

Von

Friedrich Körner.

Holzschnitt nach einer Original-Zeichnung von Theodor Grosse.

Das deutsche Sprichwort sagt: Was sich liebt,
das neckt sich. Weil nun die Schwaben von alter
Zeit her unsrem Volke große Ehre gemacht und
Tüchtiges geleistet haben, so sind sie allen Deutschen
lieb und werth, und treiben wir dem Sprichwort
nach gern mit ihnen Scherz und Spas, wozu auch
sie immer aufgelegt sind. Wir behaupten, die Schwaben
würden vor dem vierzigsten Jahre nicht klug und

machten überall nur Schwabenstreiche, wenn sie etwas
recht Gescheidtes auszuführen gedenken. Wir erzählen
von den sieben tapfern Schwaben, die einen Bären
erlegen wollten und sich vor einer Schnecke fürchteten,
von den närrischen Schildbürgern und dgl., und das
hört der gemüthliche Schwabe gern und stellt sich
thöricht, um dem Erzähler den Spas nicht zu ver-
derben. Aber es wäre ein großer Irrthum, wollte

man jene Schnurren und Späße für Ernst und Wahrheit halten; denn die Schwaben sind in jeder Weise tüchtige Männer, und wo etwas Großes vollbracht wurde in unsrem Vaterlande, da waren gewiß Schwaben dabei. Ariovist, vor welchem sich Cäsars sieggewohnte Krieger fürchteten, war ein Schwabenhäuptling, wie jener Odoaker, welcher den letzten römischen Kaiser absetzte und sich selbst zum Könige von Italien machte. Denn schon in uralten Zeiten, die wir nur aus Götter- und Helden sagen kennen, gelten die Sueven für ein schlachtenfähnes Volk, welches sich Schwertmänner nannte, woraus die Namen Suave und Schwabe entstanden.

Ihr langes Schwert faßten sie mit beiden Händen und schlugen so gewaltig drein, daß sie oft einen Reiter vom Kopf bis zum Sattelknopf durchhieben, wie Augenzeugen berichten, die solche Schwabenschläge in Italien und später in Kleinasien während der Kreuzzüge mit Entsetzen sahen. Der Feldherr Freundsberg, welcher zur Zeit der Reformation mit seinen unbesiegbaren Landsknechten, meistens schwäbischen Bürger- und Bauerföhnen, Rom eroberte und plünderte, focht noch nach altschwäbischer Weise, und einer der Vorfahren Uhlands zerhieb im Jahre 1688 vor Belgrad einen Pascha in zwei Hälften.

Unter den schwäbischen Hohenstaufen erlebte Deutschland die glanzvollste Zeit des Kaiserreichs; die Schwaben bewahrten das Vorrecht, in der Schlacht die Sturmflagge des Reiches voran zu tragen. Kaiser Friedrich Rothbart blieb dem Volke so unvergeßlich, daß die Volksfage erzählt, er sitze im Kyffhäuser verzaubert Jahrhunderte lang, werde aber dann hervorkommen und das deutsche Reich wieder herstellen. So ist es denn auch wirklich geschehen; denn aus dem Schwabenlande entstammt das kriegstüchtige Geschlecht der Hohenzollern, deren Grafenburg nicht weit von der der Hohenstaufen steht. Ein Hohenzoller, an Alter und Gestalt erinnernd an Kaiser Rothbart, hat die blutigen Schlachten geliefert, welche die Sage vorher verkündete, und das deutsche Kaiserreich hergestellt.

Die Schwaben waren aber von je her nicht nur tüchtige Krieger, sondern auch sehr kluge Leute, die in Kunst und Wissenschaft Großes, Unsterbliches leisteten. Der berühmte Astronom Kepler, der Geograph Behaim, der Sprachgelehrte Neuchlin, der Reformator Melanchthon, die Erbauer der herrlichen Dome und Münster am Rhein und in der Lombardei waren Schwaben, unser hochgefeierter Schiller und der gedankenreiche Dichter Hölberlin, unsre tiefsten Denker, der Bildhauer Dannecker, und viele beliebte Dichter und Schriftsteller stammen aus dem lieblichen Schwabenlande. Die schönsten Volksweisen erfann

das Schwabenvolk, und unser bester Volkslieder- und Balladendichter Uhlant ist ein Schwabe. In ganz Deutschland kennt und singt man seine Lieder, welche unsrem Volke so ganz aus dem Herzen und von den Lippen genommen sind, und in allen Erdtheilen, so weit die deutsche Zunge klingt, hört man Uhlants Lieder. Kein Volk der Erde besitzt einen so volksthümlichen Dichter, welchen man in Palästen und in Hütten mit gleicher Freude liest, dessen Lieder die Jugend in den ersten Schuljahren mit Jubel hört und lernt, die den Jüngling entzücken und den Greis mit stiller Freude erfüllen.

Man sieht es den frischen, herzinnigen Liedern und den farbenreichen Balladen Uhlants nicht an, daß ihr Verfasser ein Rechtsanwält, ein sehr gelehrter Alterthums- und Sprachforscher war. Sein Leben bietet nichts Merkwürdiges: er war Advocat, Beamter, Professor, Landtags- und Reichstagsabgeordneter, überall beliebt als ein ehrenwerther Mann von lautrer Gesinnung, der unerschrocken Wahrheit und Recht vertheidigte. Orden und Ehrenstellen, welche man ihm anbot, lehnte er ab, ihm genügte die Anerkennung seiner Zeitgenossen und die Ruhe seines Gewissens.

Aber auch als fleißiger Arbeiter kann Uhlant zum Vorbild dienen. Als Jüngling eilte er nach Paris, um die damals viel gerühmte französische Gerichtsordnung kennen zu lernen. Die große Stadt bot des Neuen und der Vergnügungen die Ueberfülle, Uhlant aber besuchte in seinen Freistunden die große Bibliothek, um seltne althochdeutsche und altfranzösische Bücher zu lesen und gar mühsam abzuschreiben. Wie schwer mochte ihm beides werden, da er die alten Buchstaben, Zeichen und Schnörkel dieser meist geschriebenen Bücher nicht kannte, sondern errathen mußte, also während des Lesens erst das Lesen selbst lernte. Dafür entdeckte er aber so viel Neues, daß er in diesen Dingen als der kundigste Mann anerkannt wurde, heute noch Tausende sich aus seinen Schriften unterrichten, denen er also das Lernen erleichtert.

Sein ganzes langes Leben wandte Uhlant daran, um altdeutsche Gedichte zu lesen, uralte Sagen und Geschichten zu sammeln und zu erklären, erlernte deshalb ein ganzes Duzend Sprachen und besuchte alle großen Bibliotheken. Da fand er denn so viel Neues und so vielseitigen Stoff, wie keiner seiner Zeitgenossen; aber der bescheidene Mann ließ von seinen Ausarbeitungen nur Weniges drucken, weil er stets noch etwas zu verbessern und umzuändern fand und meinte, seine Arbeit sei noch nicht gut genug. Erst nach seinem Tode hat man diese kostbaren Schätze von Gelehrsamkeit gefunden und in acht stattlichen Bänden drucken lassen, und wer

diese liest, der ruft staunend aus: Wie war es möglich, daß ein einzelner Mensch so viel lesen und wissen konnte!

Wie weint und jammert ihr, meine jungen Leser, wenn der Lehrer verlangt, ihr sollt einen Aufsatz noch einmal bearbeiten oder abschreiben, weil ihr ihn besser machen könnt. Da dachte Uhland anders, und deshalb wurde er ein berühmter Mann.

Dreißig Jahre hat Uhland gedichtet, und seht, nur ein kleines Bändchen Gedichte hat er hinterlassen; aber jedes Lied, jede Erzählung ist auch eine Perle und in mehr als hunderttausend Exemplaren sind diese Lieder verbreitet. Als es schien, in Deutschland sei Sang und Klang verschollen, da sammelten sich liedertüchtige Schwaben, ein Mayer, Kerner, Schwab, Mörike u. A. um Uhland, schlugen einen frischen einfachen Volkston an und entzückten alle Welt mit den schönen Sagen, Ritter- und Klostergeschichten, welche sie herzergreifend zu erzählen wußten. Wer kennt nicht die „Schwabenstrieche, den weißen Hirsch, Eberhard der Kaufschbart, des Sängers Fluch, das Schloß am Meere, Rolands Abenteuer, den blinden König, die Reise- und Frühlingslieder, Droben stehet die Kapelle, Das ist der Tag des Herrn, Merlin den Wilden, Bertran de Born“ und die vielen andern Gedichte, die man in jeder Gedichtsammlung findet? Wer liest sie nicht gern wieder und immer wieder? Je öfter er sie liest, um so schöner kommen sie ihm vor. In Uhland werden die alten Sagen und mittelalterlichen Geschichten wieder lebendig; wir gewinnen die alten Helden lieb, betreten Burgen und Klöster mit Ehrfurcht und freuen uns, in ihnen Menschen zu finden, welche empfanden und dachten wie wir. Nicht minder schön sind Uhlands Schauspiele „Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“, welche man auf vielen Schulen als Musterstücke liest.

Uhland war durch und durch ein deutscher Mann, welcher nie etwas gegen seine Ueberzeugung sprach und that, und lieber Amtsentsetzung und Anfeindung ertrug als seine Ueberzeugung verleugnete. „Das Herz für unser Volk!“ lautete sein Wahlspruch, und deshalb ehrte ihn das Volk. Die Würtemberger sandten ihn wiederholt als Volksvertreter auf den Landtag und dann in das Reichsparlament nach Frankfurt, und wohin er auf seinen Reisen kam, da gab man ihm zu Ehren Feste, brachte ihm Fackelzüge und Ständchen, so ungern das auch der bescheidene Mann sah. So als er einst in Braunschweig war, begleitete ihn eine ganze zahlreiche Gesellschaft nach dem Brocken und errichtete auf der sagenreichen

Harzburg einen Denkstein zur Erinnerung, daß Uhland die Ruine der Kaiserburg besucht habe. Unse gelehrten deutschen Sprach- und Alterthumsforscher aber schlossen sich Uhland freudig an, als er sie aufforderte, eine jährliche Germanistenversammlung zu gründen, welche er 1846 mit prophetischen Worten eröffnete, indem er versicherte, das deutsche Reich werde wiederkehren und mit ihm der deutsche Reichstag. Schon nach zwei Jahren ging sein Wort in Erfüllung, aber ganz zur That ward es erst durch die Hohenzollern, deren Staatsmänner und Helden, was Uhland leider nicht mehr erlebte.

Wir ehren in Uhland nicht nur den unerreichten Balladendichter, an dessen Liedern das Volk sich erquickt und die Jugend heranreift, sondern auch einen Vaterlandsfreund, der uns mit der Vorgeschichte unsres Volkes erst recht bekannt gemacht hat. Als sich unsre Volksstämme noch fremd und gar feindlich gegenüber standen, da waren es unsre Dichter, wie Arndt, Rückert, Uhland u. A., welche uns gemahnten, daß die Stämme ein großes reichbegabtes Volk bilden, und in diesen Liedern und Gesängen fühlte dasselbe zuerst wieder seine Zusammengehörigkeit. Uhland aber vor allen dichtete aus dem Herzen und Sinne des deutschen Volkes und lehrte es seine große Vergangenheit lieben, indem er die Herrlichkeit und Geistesiefe des deutschen Wesens schilderte. Seine Lieder sprechen unser Gemüth an wie Heimatsklänge aus schöner thaten- und poesiereicher Zeit. Da empfinden wir erst recht die Freude an der schönen Welt, da erscheint uns edle Menschlichkeit als das edelste Gut des deutschen Herzens, da zieht das Leben mit Freud' und Leid an uns vorüber wie ein buntes Gemälde mit Kaisern, Helden, Rittern, Dichtern, Hirten, Bettlern, und alle sehn uns treuherzig mit klaren Augen an wie alte liebe Bekannte: wir fühlen uns heimisch unter ihnen, wir sind in Deutschland.

Wir müssen also stolz sein auf unsre Schwaben, um welche uns andre Völker beneiden. In Ungarn, wo ihrer nahe an eine Million wohnen, hält man sie fast für Herrenmeister und ruft aus: Der Blitschwab kann Alles und bringt Alles zu Stande! Wie würde unsre Geschichte aussehn, wenn wir Hohenstaufen und Hohenzollern, Schiller und Uhland und Andere austreichen müßten! Halten wir unsre Schwaben hoch und lieben wir sie mit vollem treuem Herzen! Denn wahr ist, was ein Dichter von Uhland sagt:

Wie in dem Reichsheer einst die Schwaben trugen das Banner,
Trägt du des deutschen Lieds Ruhm durch die staunende Welt.

Alein erstes Jahr am schönen Bodensee.

Von

A. W. Grube.

Holzschnitt nach einer Zeichnung von H. Schuster.

I.

Zwar habe ich schon oft genug vom Bodensee erzählen, über ihn berichten und schreiben müssen, und es wäre mir kaum zu verargen, wenn ich zu mir und Anderen sagte, nun sei es genug und ich wolle einmal ein Ende machen! Doch was man lieb gewonnen hat und womit man vertraut geworden ist, das nimmt auch einen großen Raum in unseren Gedanken ein, darüber sprechen wir gern und davon theilen wir gern auch Anderen mit. Und eine große schöne Natur hat ja den Vorzug, daß wir ihrer nie überdrüssig werden, daß sie uns immer wieder neue Seiten der Betrachtung, Forschung, Bewunderung darbietet, daß sie eine unvergängliche Tugend hat.

Es war am 7. Januar des denkwürdigen Jahres 1848, als ich über Kempten mit der Post in Lindau anlangte und Gott dankte, die beschwerliche Reise durch tiefen Schnee bei einer Kälte von 10—12° R hinter mir zu haben. Von der Eisenbahnlinie, welche Hof und Lindau, den Nord- und Südpunkt Bayerns verbindet, waren damals nur erst Bruchstücke vorhanden und meine Reise von Leipzig bis Lindau hatte volle 5 Tage gedauert.

Am Hafen von Lindau warf ich nun zum ersten Mal einen Blick über den Bodensee, auf den ich mich so gefreut, dessen Herrlichkeit meine Phantasie in den glanzvollsten Farben ausgemalt hatte. Aber wie frostig und dürrig war der erste Eindruck! Grauschwärzlich, wie schweres Blei lag das Wasser, unlustig und träge, zwischen seinen schneebedeckten Ufern. Die beschneiten Höhen drüben am Schweizerufer hatten gegen Abend auch eine bläulichgraue Farbe angenommen und das Haupt des Säntis steckte in einer Nebelkappe.

Ein Lohnkutscher fuhr mich nach Bregenz und Harb, am Pfändergebirge hin, das wie ein langer Schneebamm erschien, aus welchem die röthlichen Nagelstue-Bänke wie Terrassenmauern hervorschaun. Die vorpringende Höhe des Gebhardsberges, den umstehende Abbildung zeigt, mit seiner Wallfahrtskirche und dem schmucken Thürmlein darauf gab dem Landschaftsbilde einigen Reiz, und mein Kutscher erklärte mir: das sei ein berühmter Wallfahrtsort und da habe man eine wundervolle Aussicht über den See und auf alle Berge. Es sei Schade, daß ich im Winter hier durchreiste; im Sommer würde es mir

besser gefallen. Er wußte nicht, daß ich länger zu bleiben gedachte, und ich selber wußte nicht wie lange, und ahnte nicht, daß ich später am Fuße des Gebhardsberges meine Wohnung nehmen würde.

Ueber die Nach, welche aus dem Bregenzer Walde kommt und bei Harb in den See mündet, führte mich eine lange halbbedeckte Brücke nach dem eben genannten nicht kleinen Dorfe, von welchem sich nach Fufach und dem Rheine hin — der die Grenze bildet zwischen Oestreich und der Schweiz — flache mitunter sumpfige Wiesen erstrecken. Alles steckte unter dem einen gleichen weißen Schneemantel. Obwohl Harb (das a wird lang ausgesprochen) hart am Bodensee liegt, so bekommt man diesen doch in dem größeren Theile des Dorfes gar nicht zu sehen, weil hier die Uferstrecken ganz platt und eben sind. Auf dem für mich bestimmten Wohnzimmer im 2. Stock des geschmackvoll gebauten Hauses angelangt, sah ich jedoch, daß nur Garten und Wiese mich von der großen Wasserfläche des Sees trennten. Und das Fenster auf der Mittagsseite bot mir einen freien Blick auf die Säntisgruppe und das oberste Rheinthal bis zu den Grauen Hörnern.

Der erste Spaziergang auf weiter weißer Feldflur zeigte mir den ganzen großen mächtigen Gebirgsfranz von den Höhen des Allgäu und des vorderen Bregenzerwaldes bis zur Seesaplana auf dem Ostufer (dem rechten) des Rheins; und auf der Westseite des Rheins die Grauen Hörner noch überragt von den Wänden und Spitzen des Kasseufers (Ringelkopf 10,027'), dann herwärts die Kette der Balfrieserberge (gewöhnlich aber fälschlich von Einheimischen und Fremden die Churfürsten genannt, die man aber von der Lindau-Bregenzer Seite gar nicht sehen kann); dann stellte sich Ramor und hoher Rasten dar, Föhnern und die Appenzeller Vorberge, die in's Rheinthal hinabschauen; über ihnen der König des Sees, der Säntis mit dem Altenmann, und ganz nahe der Hügelzug, auf dessen Ranten die schmucken Schweizerdörfer Walzenhausen und Wolfhalben und — nur mit seinem Thurme sichtbar — Heiden, der berühmte Kurort, liegen. Nun denke dir, lieber Leser, alle diese Kuppen und Wände, spitze und stumpfe Pyramiden in ein reines, weißes, vom hellsten Sonnenschein erglänzendes, in Millionen und aber Millionen von Schnee- und Eiskristallen stin-

merndes Gewand gehüllt, aus welchem nur hier und da die kräftigsten Felsglieder in nackten Formen hervorschauen; denke dir den blauen vom Sonnenlicht durchströmten, von keinem Wölkchen oder Nebel getrübbten, hoch sich wölbenden Himmel, dessen Bläue zwischen dem 47. und 48. Grade der Breite schon merklich tiefer ist, als unter dem nahezu 52., unter welchem das Harzgebirge liegt — und du wirst mir glauben, daß eine Alpenlandschaft auch im Winter,

flimmern die Sterne und nicht bloß die Siriussonnen, auch die Sternlein vierter und fünfter Größe werden sichtbar. Und am andern Morgen, kurz vor Aufgang der Sonne, wird der graue Nebelduft, der auf den Bergeshöhen lagert, plötzlich lichter und lichter; während der Säntis mit seinen Nachbarn noch in tiefem Schatten ruht, haben die Strahlen der über die Höhen des Bregenzer Waldes heraufsteigenden Sonne schon den Himmel über ihm in



wenn die Beleuchtung günstig ist, ihre große Schönheit hat. Alle die Gipfel in ihrer mannigfaltigen Form und Größe schnitten ihre Umrisse scharf in den blauen Himmel hinein; die Schatten an den Bergen selber erschienen in bläulichem Ton, und so wurden die Kanten und Ecken, die Absätze, Hebungen und Senkungen des riesigen Gebirgsleibes sichtbar.

Wenn der warme aus Afrika's Sandwüsten emporsteigende Luftstrom hoch über die Alpen dahinfährt, so kann es unten in der schweren dichteren Luft sehr kalt sein und kein warmer Föhnwind ist da zu spüren. Doch oben in den Höhen des Luftkreises werden alle Nebel und Dünste aufgelöst, die Luft wird hell und klar und durchsichtig wie der reinste Krystall, des Abends und Nachts glänzen und

ein warmes röthliches Licht getaucht. Siehe! da röthet sich die höchste Spitze, gleich darauf die zweite, ein Purpurfaun schmückt die oberste Kante, über das bleiche Firnsfeld schreitet die rosenfingrige Eos und nun strahlt der ganze Gipfel in feurigem Licht, das aus dem Rosenroth in Goldglanz übergeht, bis es immer heller und lichter und farbloser wird. Der Höhenzug bis nach Ragatz hinauf zum Alvier erglüh't vom Morgenroth und herwärts nach den Uferbergen des Bodensees springt die goldene Morgenröthe immer tiefer von einer Höhe zur anderen, und schaut den Bewohnern von Balzenhausen und Wolfshalden in die Fenster, welche wie illuminirt weithin ihr flammendes Licht über den stillen See hinausstrahlen. Ich sah dann in der Morgenfrühe

Häuser und Kirchen, wo ich bei der hellen Tagesbeleuchtung nichts bemerkt hatte, als das einförmige Kolorit der Berghalben.

Uebrigens will ich meinen jungen Lesern gleich hier bemerken, daß es mehrere Jahre dauerte, bis ich nur einigermaßen mit Namen und Einteilung der vielen Berggipfel rings umher vertraut wurde. Die Alpenclubs und Alpenreisen-Handbücher mit ihren Panoramen kamen erst später in Aufnahme; das Volk aber kennt meistens nur den Namen des Berges, an dessen Fuße es selber wohnt, und auch diesen oft nicht sicher oder mit einem andern Namen, als wie es in den Reise- und Geographiebüchern steht. So nennen die Bauern die schöne Pyramide hinter Dornbirn, welche so malerisch vor dem hohen Guntenhange am Eingange des Bregenzer Waldes steht und den wissenschaftlichen Namen „Staufenspitze“ führt, den „Artberg“, weil im Frühjahr, wenn der Schnee wegehauet, auf der Spitze noch zwei Schneefelder sich länger halten, welche die Figur einer Art bilden.

Der Winter von 1849 begünstigte Schlittensfahrt und Schlittschuhlaufen an den mit Eis bedeckten Uferstellen. Wenn der Obersee zufrieren soll, muß eine grimme, anhaltende Kälte herrschen, wie anno 30, wo man nicht nur von Bregenz und Fuschach nach Lindau auf Schlittschuhen und Schlitten fuhr, sondern auch die italienischen Güter von Fuschach nach dem bairischen Ufer auf Schlitten spediren konnte. Im letztvergangenen Winter zog sich in der Nähe des Ufers eine ziemlich lange Eisbahn von Lindau nach Bregenz hin; wegen des Eises konnten die Dampfboote nicht mehr in den Bregenzer Hasen gelangen und mußten mehrere Tage lang ihre Fahrten einstellen.

Die erste Schlittensfahrt führte mich nach dem nahe bei Dornbirn reizend gelegenen Dörfchen Haselstauden. Die schmucken vom Schuppenpanzer hölzerner Schindeln warm eingehüllten Bauernhäuser, die gewöhnlich mit Stall und Stadel (Scheuer- und Wagenschuppen) in Einer Linie gebaut sind und mit Büscheln von Maisstroh umstellt werden, machten auch im Winter einen sehr freundlichen Eindruck. Wie im Schweizer Rheinthal und auf den Appenzeller Höhen trifft man auch in Vorarlberg die langen Fensterreihen; die der Sonne zugekehrten Wände bilden mitunter ein einziges Fenster. Da man fast überall Vorfenster hat, so wird der kalten Luft dennoch der Zutritt verwehrt.

Vorüber ich mich aber nicht wenig wunderte, das war die Menge der Wirthshäuser in allen Dörfern und Weilern. Der Wein — rother und

weißer Tyroler und Oberländer aus der Umgegend von Feldkirch — war vor zwanzig Jahren noch sehr billig, das Bier noch wenig gesucht, dagegen der Most (aus Apfel- und Birnsaft bereitet) das tägliche Getränk des gemeinen Mannes. In den Wirthsstuben verkehren alle Stände viel ungezwungener, als es in Norddeutschland der Fall ist. Der Vorarlberger hat etwas Offenes, Zutrauliches, Verständiges, überhaupt vortreffliche Anlagen; seine Charakterfestigkeit hat aber unter dem früheren österreichischen Regiment sehr gelitten, und leider ist er von seinen Geistlichen in der Schulbildung gehemmt worden.

Eine zweite Schlittensfahrt führte mich nach Kennelbach, am rechten Ufer der Bregenzer Aach gelegen, gerade da, wo sie aus der Schlucht des Waldes heraustritt. Die Fahrt an der, augenblicklich unter ihrer starren Eisdecke sich mühsam fortbewegenden und sehr klein gewordenen Hauptwasserader des Bregenzer Waldes war sehr überraschend. Der Gebhardsberg fällt nach Süden in's Nachthal schroff ab und die röthlichen Nagelslue-Wände steigen immer höher an bis zu dem aus wenigen Häusern bestehenden auf einer Felskante erbauten Weiler „Fluh“, den man berührt, wenn man zu der Pfänder Spitze emporsteigt. Große dicke Brocken der Nagelslue hatten sich von dem oberen Rande abgelöst und lagen nun, wenig über der Thalsohle, seit Jahrtausenden da, oben begrünt und mit Bäumen bewachsen, ja auch ein kleines Häuschen tragend. Die Weinstöcke, die bis an den Gebhardsberg aufsteigen, beweisen, daß die Sonne im Sommer kräftig wärmt. Die Tannen bei Kennelbach waren vom frischesten Grün, doch alle wie mit weißem Zucker sandirt und anzusehen wie Christbäume, auf denen nur noch die brennenden Kerzen fehlten. Die große Baumwollspinnerei in Kennelbach gab mir Gelegenheit, den ersten Blick in's rege Vorarlberger Fabrikleben zu thun, dessen Entwicklung von unternehmenden Schweizern sehr gefördert worden ist. Ohne Industrie hätte ein nicht kleiner Theil des Vorarlberger Volkes Hunger leiden müssen, wie denn auch früher ganze Schaaren von Bettlern von Hard, Fuschach, Dornbirn, Wolfurt und Kennelbach nach Lindau und weiter in's Baiernland zogen, während es jetzt in den Fabriken an Arbeitskräften fehlt und diese von Jahr zu Jahr besser bezahlt werden.

Unterdessen war der Februar in's Land gerückt, der nach einigen derben Frosttagen doch bereits warmen Sonnenschein brachte und am See wie auf den nächsten Anhöhen manches grüne Plätzchen erscheinen ließ. Die Fastenzeit begann und der zweite

Sonntag derselben ist hier zu Lande der sogenannte Funkensonntag — ein Festtag für die Jugend, wenn sie denselben auch erst am Abend feiern kann. Am vorhergehenden Sonnabend ziehen die Knaben mit einem kleinen Wagen durch's Dorf, halten vor jedem Hause still und erbitten sich von den Bewohnern ein Holzschicht oder eine „Welle“ trockenen Gezeiges. Auch ein Bund Türkenkorn-Stroh wird nicht verschmäht, zum schnellen Auslobern der Flamme. Der Holzvorrath wächst zusehends; ein Theil des Knabentrupps zieht, ein anderer schiebt den gefüllten Wagen, und es ist so viel Brennmaterial zusammengekommen, daß zwei Scheiterhaufen errichtet werden können.

In der Regel ist der Abend heiter und sternhell. Sobald die Dämmerung hereingebrochen, ziehen Bursche und Mädchen und auch ältere Männer, die ihre Freude an den Feuern haben, zu den Knaben hinaus und bald lodert die Flamme empor, je höher, je lieber. Die größeren Buben legen die Scheiter zurecht, die kleineren springen wie Kobolde um die Flamme und bringen noch mehr Holz herzu. Ist das Feuer auf einem Hügel oder Bergabhang, so werden auch wohl brennende Scheiben oder Klöße den Berg hinab gerollt in Erinnerung an das altdeutsche Scheibentreiben. Der Name „Funkenfest“ ist uralt; im Rheingau nennt man's „Hallfeuer“, in Frankreich la fête des brandons. Die fortrollende brennende Scheibe sollte ursprünglich auf den Lauf der sich nun wieder nach Norden wendenden Sonne hindeuten, das Freudenfeuer die Ankunft des Frühlings feiern. Man hat den Winter überwunden und braucht mit dem Holze nicht mehr zu geizen.

Es war ein schöner, stiller und milder Abend, als ich diese Funkenfeuer zum ersten Mal sah. Auf den Felsterrassen des Pfundergebirges brannten in verschiedener Höhe sechs bis sieben große Feuer und eins auf seiner Spitze. Auf den Hügeln von Wolfurt und Kennelbach, auf dem hohen Bilstein, am Staufenspitze, aber auch auf den Schweizer Hügeln jenseits des Rheins brannten die Feuer; in der Nähe von Bregenz eins auf dem Niedner Stein und eins in der Mehrerau, nahe am Ufer des Sees. Sie erinnerten mich an die Osterfeuer meiner Jugendzeit. In meiner Heimath Wernigerode hat man diese Feuer auf Ostern verlegt, im Voigtlande auf den Vorabend des ersten Mai, auf die Walpurgisnacht.

Ende Februar kamen bereits die Staare über die Alpenpässe aus der lombardischen Ebene in's Rheinthal und an die Gestade des Sees. Sie

konnten schon manches Würmlein aus den im Sonnenschein dampfenden Ackerfurchen auflesen, und da die Bauern fleißig ihre Wiesen mit flüssigem Dünger begossen, worin eine Menge von Larven und Würmern für Krähen und Staare willkommene Nahrung bieten: so konnten sie eine Woche lang herrlich und in Freuden leben. Aber — das Unglück brach schnell über die fedden Staare herein. Ein kalter Nordost brachte wieder Schneegestöber und bald war abermals über Aecker und Wiesen ein dicker Schneeteppich gezogen, das Volk der Staare mußte seinen Rückzug antreten, mußte wieder dahin zurück, von wannen es gekommen war. Noch einmal machte der barsche Winter sein strenges Regiment den Thieren und Menschen am Bodensee fühlbar; nach vierzehn Tagen war es jedoch mit seiner Herrschaft vorbei. Der heißathmige Alpen-Sirocco, „Föhn“ genannt, stürzte von den Höhen in die Thäler und verschluckte so gewaltige Massen von Schnee, daß die weiße Decke der Berge sich mit jedem Tage einige hundert Fuß höher hinaufzog. Dieser trockene Saharawind ist ein wahrer Wohlthäter für die Alpen; ohne seine Hülfe würde die liebe Sonne mit dem Schmelzen des Schnees in den Hochthälern und schattigen Vertiefungen nicht zu Stande kommen; es käme zu viel frischer Schnee zu dem alten und die Gletscherströme würden viel weiter in die Niederungen hinabgehen. Aber der Föhn versteht die Eis- und Schneeschmelze aus dem Grunde. Hat er sich mit Wasserdunst gesättigt und kommt ihm ein kalter Luftstrom entgegen, der ihn abkühlt, dann gibt es Regen und die Regenströme geben den Schneereifen vollends den Rest.

Von den Märzstürmen des Jahres 1848 in der politischen Welt will ich schweigen; ich will nur der Märzstürme auf dem Bodensee Erwähnung thun, und diese waren gewaltig. Wenn der Sturm aus Nordwesten von Konstanz herauf wehte, so traf er gerade die Front meiner beiden Zimmer und der Regen brang dann oft durch die wohlgeschlossenen Doppelfenster. Der April brachte, wie überall im deutschen Vaterlande, hellen warmen Sonnenschein und schwarze Gewitterwolken mit Regen oder auch wohl Hagelschauern in scharfen Kontrasten. Da war mir's sehr interessant, die wechselnde Färbung des Sees zu betrachten. Sobald ein Gewitter im Anzuge war, färbte sich der See hellgrün, dann aber meergrün und im Reflex der Wetterwolke dunkler. Ich stand am Fenster und sah dem Spiel der Wellen zu, wie sie höher und höher sich hoben, mit einem weißen Rande sich zierten, der in krausem Schaumgelock sich überstürzte, wie dann ein wahres Wettrennen begann, eine wilde Jagd der Wellen, in welcher eine

über die andere hinauszuspringen schien, bis die vordersten das Ufer erreichten und weithin auf dem Sande zerschellend in schäumender Wuth wieder zurückwichen.

Wehe dem schwerbeladenen Lastschiff oder dem leichten Rachen, wenn sie vom Ufer entfernt von einem Unwetter auf dem See überrascht werden! Schon manche Ladung von Bausteinen ist mit den Schiffen auf den Grund gesunken, und mancher unbefonnene Kahnfahrer, der sich auf die Zeichen des Himmels bei nahendem Sturm nicht verstand, ist mit seinem Fahrzeug eine Beute der Wellen geworden. Selbst die Dampfboote haben bei Gewitterstürmen und namentlich beim Föhn große Mühe, den Kurs zu halten und den sicheren Hafen zu ge-

winnen. Ist er im vollen Toben, so bleiben sie weislich im Hafen und warten es ab, bis sich der Zorn des Wetters gelegt, was in der Regel auch bald geschieht.

Für den Unbetheiligten ist's aber ein schöner, erhabener Anblick, wenn er mitten im Sturmgebräus am Strande spaziert und die langen breiten Wellen nach letzter Hebung weit über den Uferstrand hinausstürzen, ihn mit ihrem Gischt benetzend. In das Geheul des Windes, in das Gebrüll der Wogen, in das Prasseln des niederstürzenden Regens oder Hagels mischt sich der gellende Pfiff der Möven, die in schnellstem Zickzack über das Grundgewelle dahin schießen und deren weiße Flügel sich scharf gegen den dunkeln Himmel abheben.

Der Winter auf dem Schub.

von

Julius Sturm.

Holzchnitt nach einer Original-Zeichnung von Paul Thumann.



Dem Winter wird beklommen,
Sein Stündlein ist gekommen;
Er ward als Schelm erfunden
Und schämt sich vor dem Schub — Schub — Schub.

Nun jubeln laut die Kinder,
Die Vöglein auch nicht minder:
O fröhlichste der Kunden,
Dem Winter droht der Schub — Schub — Schub.

Sein Pelzrock ist zerschliffen,
Die Filzschuh sind zerrissen.
So schickt ihn fest gebunden
Der Frühling auf den Schub — Schub — Schub.

Er ruft: Ihr lauen Winde,
Auf, bringet mir geschwinde
Den alten Bagabunden,
Den Winter, auf den Schub — Schub — Schub!

Der Metzgersprung und der Schächflertanz in München.

Zwei Fastnachtsgebräuche.

Von

Emil Auer.

In vielen deutschen Städten haben sich aus alter Zeit stammende Fastnachtsspiele und Gebräuche erhalten; die von uns hier zu schildernden gehören gewiß zu den originellsten.

Durch die Feierlichkeit des „Metzgersprungs“ werden in München seit undenklichen Zeiten die Lehrlingen der Metzger „freigesprochen“, d. h. in die Gemeinschaft der Gesellen aufgenommen.

Alljährlich am Fastnachts-Montage versammeln sich die Freizusprechenden Morgens in der Herberge und ziehen von da in Begleitung sämtlicher Handwerksgeossen in die Kirche zu einem Gottesdienste; nach demselben bildet sich ein Zug, der sich durch die Stadt bewegt. Eine Musikbande zu Fuß macht den Anfang; auf geschmückten Pferden folgen die Helden des Tages, die Lehrlinge, festlich gekleidet, in schwarzen Hosen, rothen Westen und Baden, die Cylinderhüte mit bunten Bändern und Blumensträußen geziert, was ungemein komisch aussieht. Jeden Lehrlingen begleitet, gleichfalls hoch zu Ross, ein kleines Söhnchen eines Metzgermeisters, welches sich der betreffende Lehrling bei der vorzunehmenden Taufe zum Pächter, hier „Gevatter“ genannt, erkoren hat. Diese nur vier und fünf Jahre alten „Metzgerüberln“ sehen allerliebste aus. Dann kommen die Gesellen in festtägigen Kleidern, die Hüte ebenfalls mit Blumen und reich gestickten Bändern geziert, in den Händen Sträuße. Diesen schließen sich an der „Altgefelle“, die „Kannen-“ und „Willkommsträger“ und die „Beimeister“. Ihren großen Pokal, von Silber und vergoldet, dessen Griff einen Metzger mit dem Beile darstellt, nennen sie „Willkomm“; derselbe zeigt die Jahrzahlen 1670 und 1747 und ist wie die mitgetragenen Weinkannen auch mit Bändern und Blumen geschmückt. Die Blumen werden am Vorabende den Gesellen während des „Büscheltanzes“ von ihren Tänzerinnen verehrt. Der „Altgefelle“ und die Träger sind in altmodische rothe silberbortirte Röcke und dreieckige Hüte gekleidet, um die Schulter hängt ein breites Bandelier mit einem Degen.

Zuerst bewegt sich der Zug zum Königsschloß, wo eine Deputation dem König und seinem Haus eine Huldbigung und den „Willkomm“ darbringt, der nach alter Sitte nie verschmäht wird. Mit reichen

Geschenken für die Freizusprechenden kehrt die Deputation zurück, und der Zug begiebt sich dann zu den Hotels der Prinzen und andern hohen Persönlichkeiten.

Am Nachmittag aber geht erst der eigentliche Zug vor sich. Schon um ein Uhr füllt sich der große schöne Marienplatz, der Hauptplatz Münchens, mit Tausenden von Zuschauern. Besonders in der Nähe des „Fischbrunnens“, der den Schauplatz der bevorstehenden Belustigung bildet, ist die Menge dicht gedrängt. Der Fischbrunnen, hinter dem sich das neue gothische Rathhaus erhebt, ist ein Meisterwerk des einheimischen Künstlers R. Knoll, und stellt in künstlerischer Vollendung den Vorgang des Metzgersprungs in Erzfiguren dar. Vor wenigen Jahren erst trat dieser schöne Brunnen an die Stelle eines baufälligen, sehr unschönen Vorgängers. — Mit Jubel begrüßt das Volk die längst erwartete Ankunft der Metzger. Die Lehrlinge begeben sich in ein nahe Wirthshaus, um bald wieder in höchst originellem Costüme zurückzukehren. Der ganze Körper ist nun mit einem anliegenden Gewand aus Schafsfellen bedeckt, die von oben bis unten mit Kälberschwänzchen besetzt sind. So umgehen sie unter großem Gelächter der Menge dreimal den Rand des Brunnens und betreten dann mit dem Altgefellen ein für diesen Zweck errichtetes Gerüste. Letzterer verneigt sich fröhlich gegen das Volk, läßt sich Gläser mit Wein füllen und leert sie auf das Wohl des königlichen Hauses, der Stände des Reichs, der Behörden, der Stadtbewohner und der Kunst.

Nun beginnt die Freisprechung auf folgende Weise.

Der Altgefelle spricht:

Wo kommst du her, aus welchem Land?

Lehrling:

Alhier bin ich ganz wohlbekannt,
Alhier hab ich das Metzgerhandwerk gelernt,
Und will ein rechtschaffner Metzgerknecht wer'n.

Altgefelle:

Ja, ja, du hast das Handwerk gelernt,
Und sollst ein rechtschaffener Metzgerknecht wer'n.
Werb' aber getauft bei dieser Frist,
Weil du gern Fleisch, Bratwürst und Brodel isst.
Sag an mir deinen Namen und Stamm,
So will ich dich taufen in Gottes Namen.

Lehrling:

Mit Nam' und Stamm' heiß ich N. in Ehren,
Das Tausen kann mir Niemand wehren.

Altgesell:

Nein, nein, das Tausen kann dir Niemand wehr'n,
Aber dein Namen und Stamm muß verändert wer'n.
Du sollst hinfüro heißen Hans Georg Gut,
Der viel verdient und nichts verthut.

Diese Sprüche, und die Schläge, die der Candidat während derselben auf die Schulter bekommt, um ihn, wie man sagt, an die bevorstehenden Beschwerden des Lebens zu erinnern, haben ganz das Gepräge eines berben Faschingswiviges, der es auf die Belustigung des Publicums abzieht.

Man sollte glauben, ein blutiges Schauspiel, wie das Köpfen eines Kalbes, die Ermordung eines Ochsen oder etwas Derartiges, folge nun als Probestück. Aber Münchens Metzger sind nicht so grausam, ein derartiges Schauspiel zu bieten; das Ganze soll ja, wie s. B. bei Einsetzung des Brauchs nach der Pest, auch heute noch zur Erheiterung dienen.

Die Lehrlinge springen demgemäß in's Brunnenbassin, tanzen zuerst in ihren drolligen zottigen Costümen darin herum und führen dann die tollsten Streiche aus. Sie schütten Nüsse u. s. w. aus dem Brunnen unter die Jugend, und sobald sich diese zum Aufheben herbeidrängt, folgen Wassergüsse aus kleinen Kübeln („Schnappen“ genannt), was natürlich großes Gelächter und Jubelgeschrei hervorruft. Nachdem dieser nasse Spaß — das Begießen der Menge auf alle möglichen Arten ist die Hauptsache — einige Zeit gedauert hat, steigen die „Freien“ aus ihrem Bade. Sodann wird jedem ein weißes Tuch um den Hals gebunden, darauf ein blaues Band, an dem die silbernen, auch goldenen Münzen, die Geschenke der Pathen, Verwandten u. s. w. befestigt sind. Die Lehrlinge sind nun ehrsame Metzgerknechte und begeben sich nach der Umkleidung auf die Herberge, wo sie jetzt an Gesang, Schmaus und Tanz Theilnehmen dürfen. Ein eigener Ball beschließt die Festlichkeit des altherkömmlichen Zunftgebrauchs. —

Größern Reiz hat für die Münchner der Schächflertanz, weil er nur alle sieben Jahre stattfindet, zuletzt im Jahre 1872; die Veranlassung soll auch hier die Pest gegeben haben. Es wird erzählt, daß, als im Jahre 1517 die letzte der vier großen Seuchen, die die Stadt entvölkerten, zu erköschen begann, die Schächfler (Böttiger, Faßbinder, Küfer oder Büttner, wie sie anderwärts heißen) die ersten waren, die sich wieder in den Straßen sehen ließen, und zwar tanzend und Reife schwingend, um das Volk zu ermutigen. Bekannt ist ja, daß schon unter Numa Pompilius in Rom nach dem Aufhören einer Pest

öffentliche Tänze von den Saliern, einem Priesterkollegium, abgehalten wurden.

Ursprünglich werden die ehrsamten Schächfler-gefallen in ihrem Werkstätte-Anzug und mit einfachen, ihrem Handwerksmaterial entnommenen Reifen, höchstens in Begleitung eines Trümmers oder Pfeifers, ihre Tänze ausgeführt haben; ganz anders heutzutage, wo Alles prunkhafter ausgeführt werden muß, wenn es Anklang finden soll. Auch die Uneigennützigkeit der Schächfler hat ihrem Interesse Platz gemacht; denn nicht mehr zur allgemeinen Belustigung des Volkes führen sie ihre eigenthümlichen Tänze auf, sondern nur vor den Häusern der Großen und Wohlhabenden, die sie gut dafür honoriren.

Der Schächflertanz stellt sich gegenwärtig dem Zuschauer auf folgende Weise vor Augen. Es sind etwa zwei Duzend schmutze Burschen in zierlichem Costüme, weißen Strümpfen, schwarzen Sammhosen rothen Zäckchen, („Ermelwesten“ genannt) gelben Schurzellen und grünen Sammtkappen mit blauweißen Federn. Diese ziehen mit bemalten und von Buchs und Bändern umschlungenen offenen Reifen, begleitet von einem Musikchor und ein paar Harlequins („Hanswürsten“), von der Herberge aus zuerst vor die Residenz des Königs, um die allerhöchsten Herrschaften mit ihren Tänzen u. s. w. zu erfreuen. Eigenthümliche Musikstücke, die sonst nirgend zu hören sind, begleiten die Vorstellung. Nach dem Takte eines solchen wird zuerst ein mitgebrachtes Faß mit Reifen beschlagen; hierauf besteigt der „Reifenschwinger“ dasselbe, setzt volle Weingläser auf die innere Wand zweier Reifen und schwingt sie mit großer Kunstfertigkeit, zuletzt sogar über den Kopf und durch die Beine, ohne etwas zu verschütten. Hierauf werden von ihm Gesandtheiten ausgebracht und die Gläser geleert. Nun folgt ein origineller Contretanz, mit den geschmückten Reifen ausgeführt, der der große Achter genannt wird; von oben gesehen zeigen sich die verschiedenen Figuren dieses Tanzes sehr hübsch. Während der Aufführung machen die Hanswürste ihre Spässe, schwarzen Buben die Baden, oder nehmen sich ohne weitere Umstände ein Frauenzimmer, das sich achtlos in ihre Nähe wagte, und tanzen wider ihren Willen eine Polka mit ihr; auch vornehmen Damen, besonders fremden, ist letzteres schon häufig passiert. Da hilft kein Sträuben, und wer nicht gute Miene zum bösen Spiel macht, setzt sich auch noch dem Gelächter der Umstehenden aus.

In den folgenden Tagen und Wochen ziehen die Schächfler vor die Häuser hoher Herrschaften und Beamten, später auch vor die angesehenen Bürger.

Ueberall aber vergewissern sie sich durch einen eigenen „Umfrager“ zuerst, ob das „Tanzen“ auch genehm sei.

Ermüdet, oft auch beschmutzt und durchnäst, langen die Gesellen Mittags und Abends auf der Herberge an, wo sie sich von den erhaltenen Geschenken gütlich thun.

In der ersten Zeit folgen stets Hunderte von Schaulustigen den Schafflern durch alle Straßen, später aber, wenn die Costüme durch Witterungseinflüsse ihre frischen Farben eingebüßt haben, die Tänzer ermüdet und die Neugierigen gefättigt sind, bildet nur die Straßenjugend ihre Begleitung und fast Niemand eilt mehr an's Fenster.

Der Staar.

Von

Karl Kleinhold.

Illustrationen von Fedor Flinger.

„Bruder Lustig“ hat ein bekannter Naturforscher den Staar genannt und damit die beste Bezeichnung für diesen heitern Allerweltliebhaber gefunden.

Unser Staar ist ein schmuckes Bürschchen, das sieben bis acht Zoll mißt; er trägt ein schwarzes Kleid, das im Lichte der Sonne wie Atlas glänzt und dabei einen blau-grünlichen Schimmer zeigt, im Herbst aber, nach der Mauser, wie mit weißen Perlen übersät ist. Das ist sein Reisefleisch, in dem er uns aber erst dann verläßt, wenn der Winter ihm das Leben in unserer Nähe unmöglich macht. Nur zögernd trennt er sich von seinem „Daheim“, und verirrt sich in der Regel nicht weiter von demselben, als in die nächste wärmere Gegend unseres Vaterlandes, die ihm genügende Nahrung bietet. Nur einige reiselustige Staare sehen sich in Spanien, Italien und Griechenland um, während einzelne noch kühnere ihre Reise bis Afrika ausdehnen.

So wie aber nur der Frühling bei uns seine Ankunft ansagt, ist sicher Bruder Lustig einer der ersten unserer Frühlingsgäste. Am Hofe des Königs Lenz darf auch der Narr nicht fehlen, ja er muß

seiner Majestät noch vorausseilen, um aller Welt durch fröhliche Lieder, lustiges Geschnatter und allerlei tolle Possen kund zu thun, daß nun alle Noth ein Ende gewinnt und es keine Zeit mehr ist, sich von Sorgen plagen zu lassen oder Grillen zu fangen.

Bei seiner Ankunft in der geliebten Heimath fliegt er auf die äußerste Spitze eines wo möglich in der Nähe seiner alten Wohnung stehenden Baumes und verkündet mit lustigem Lied, daß er glücklich wieder angelangt ist. Dann aber ist sein erstes Geschäft, nachzusehen, wie es denn eigentlich mit seinem Sommerlogis steht. Hat er sich dazu einen hohlen Baum im Walde ausersehen, so gilt es gewöhnlich nur, ein wenig aufzuräumen; besteht dasselbe aber aus

einem Haus, das ihm seine Freunde in ihrem Hofe oder Garten gebaut haben, aus einem sogenannten Staarkübel, dann geht sein Einzug oft nicht ohne Kampf, Aerger und Geschrei ab. Die frechen Späßen, die kein Eigenthumsrecht achten, haben die Wohnung in Beschlag genommen; sie gehen von dem Grundsatz aus: „der Besizende ist im Recht,“ und nehmen auf keine Rindigung Rücksicht.



Was bleibt dem Staar anders übrig, als das freche Volk an die Luft zu setzen? Der Spatz schreit zornig aus dem Kübel heraus und denkt: ich will doch sehen, ob ich dem schwarzen Kerl Platz machen muß? Aber einige tüchtige Schnabelhiebe treffen ihn. Er schimpft aus vollem Halse und ruft die ganze Spatzencommun zum Beistand gegen solche niederträchtige Ungerechtigkeit herbei. Das Geschrei wird toller und toller. Ein Spatzenaufruhr vor dem Kübel! Doch jetzt kommt auch die Frau Staarin geflogen und der Kampf ist schnell entschieden.

Die Sperlingsfamilie muß die Wohnung räumen und Frau Staarin ergreift Besitz von ihr. Sie streckt ihr mit spitzigem Schnabel bewehrtes Köpflin heraus, und sieht sich mit klugen Augen triumphirend um, während der Staar auf dem Baume ein Siegeslied singt. Aber noch bleibt das Pärchen nicht in der Wohnung; es kehrt in den nahen Wald zurück und besucht nur am Morgen und gegen Abend sein trautes Heim zum erneuten Verdruß der immer wieder wie toll schreienden Spatzen. —

Bruder Lustig traut dem Winter nicht recht; er kennt die Tücke desselben. Er hat auch klug daran gethan, denn der Winter ist noch in der Nähe. Plötzlich pfeift der Wind wieder kälter, Wolken haben sich aufgetürmt und dicht fallen die weißen Flocken nieder. Unser Staar sitzt auf seinem Kübel und spottet den Winter mit einem lustigen Frühlingsliede aus. Die kalten Flocken fallen ihm auf das schwarze Kleid; was kümmert das den fröhlichen Sänger?

Aber — aber! der Winter ist noch nicht so hinfällig, als Bruder Lustig denkt. Die Flocken fallen immer dichter und der Wind pfeift scharf aus Norden. Das wird bedenklich. Die Frau Staarin ist auch gekommen und hat sich auf das Stängelchen vor das Flugloch gesetzt, auf das nun auch der Staar fliegt. Mit dem Singen ist's vorbei, sie hocken neben einander und hoffen auf bessere Tage.

Diese bleiben auch nicht aus. Die Sonne duldet kein Weißes mehr. Oft schon am nächsten Morgen bricht sie sich durch die Wolken Bahn, und ehe der Abend kommt, ist keine Spur von Schnee mehr zu sehen, unser Staar aber sitzt wieder auf seinem Kübel, singt lustiger denn je und schnarrt und klatscht mit den Flügeln.

Nun wird es endlich auch Zeit, an die Einrichtung der Wohnung zu denken. Den Plunder der Frau Spatzen, Stroh und Heu, schmutzige Federn und alte Lumpen hat die Staarin bereits trotz alles Schimpfens des Spatzenpaares ausgeräumt und, ärgerlich über die lieberliche Wirtschaft, in den Hof hinabgeworfen.

Staar und Staarin sind von jetzt an von früh bis Abends thätig und tragen Strohhalme, Federn und Heu herbei, um das Nest zurecht zu machen. Einen künstlichen Bau giebt es nicht, aber er ist anständig genug dem Nestbau der Spatzen gegenüber. Die Einrichtung ist eine einfach bürgerliche.

Wenn der April, der wetterwendische Monat, sich seinem Ende zuneigt, liegen fünf bis sechs hell-

blaue Eier im Neste, und nun beginnt eine nicht gerade angenehme Zeit für die Frau Staarin. Gegen sechzehn Tage muß sie brütend auf den Eiern sitzen, sie thut es aber gern in Hoffnung auf junge Staarchen. Bruder Lustig dagegen hat gute Zeit; aber das muß man ihm nachsagen, daß er ein Herz für sein Weibchen hat. Er versorgt dasselbe nicht nur unermüdetlich mit Nahrung, sondern singt ihm auch zur Unterhaltung seine schönsten Lieder vor. Nur gegen Abend gönnt er sich eine kleine Erholung und sucht seine Freunde auf, um sich mit ihnen zu unterhalten. Er macht es, wie es andere Stroh-wittwer eben auch machen. Man kann doch nicht immer allein sein. —

Wenn aber die Jungen aus den Eiern geschlüpft sind, dann beginnt auch für ihn eine ernste, arbeits-



volle Zeit und die lustigen Lieder verstummen. Die kleinen Staarchen sehen wunderlich aus und es wird wohl Niemand diese nackten Geschöpfe mit großen Köpfen und großen Schnäbeln schön finden. Aber danach fragt die Elternliebe nicht. Das Staarpärchen ist unermülich, die kleinen unförmlichen Schreihälse zu füttern. Bald sieht man Staar und Staarin Blatt um Blatt an den Bäumen im Garten durchsuchen, bald auch wieder flink im Grase umhertrippeln und die zierlichen Köpfschen mit den klugen Augen bald dahin, bald dorthin wenden.



Es gilt Schnecken, Raupen, Käfer und Würmer für die hungrigen Kinder zu suchen und nebenbei sich selbst zu bedenken. Kehrt Vater und Mutter zum Kübel zurück, so giebt es ein gewaltiges Geschrei; fünf oder sechs Schnäbel sperren sich weit auf und jedes der Kinder möchte gern zuerst bedacht sein. Aber Eins nach dem Andern! heißt die Hausregel, und es ist wunderbar, daß die Eltern nach und nach das ganze Häuflein Kinder zu befriedigen wissen. Da sieht man deutlich, ein wie großes Gewicht auf einen geordneten Haushalt zu legen ist.

Aus dem Kübel kehren die Alten auch oft zurück etwas Weißes im Schnabel tragend, das sie im Fluge abwerfen. Lange Zeit hindurch wußte ich nicht, was dies sei, bis ich bei genauerer Beobachtung bemerkte, daß das Staarpärchen darauf bedacht war, das Nest seiner Jungen reinlich zu erhalten. Sechzehn Tage lang dauert die angestrengte Futterzeit; dann streckt ein Staarlein nach dem andern sein graues Köpfschen aus dem Flugloch und blickt neugierig in die Welt hinein. Das Nest wird ihnen

zu eng. Die Flügel sind ihnen gewachsen und die Lust, das Häuflein zu verlassen, wird immer größer. Kaum sind noch zwei Wochen vergangen, da geht es husch! und husch! und ein Staarchen nach dem andern fliegt auf den nächsten Baum. Lange bleiben sie hier nicht sitzen; die Welt ist so schön und so weit. Sie sind mündig geworden und können sich nun ohne Hülfe der Eltern durch das Leben schlagen. Muthig fliegen sie in das Weite und treffen bald mit andern jungen Staaren zusammen.

Ein lustiges Leben beginnt; in großen Schwärmen fliegen sie umher, suchen sich am Tage Nahrung und finden ihren Tisch überall gedeckt; am Abend aber fallen sie in das Röhrchen der Teiche oder in dicke Weidichte ein und machen, bevor sie sich zur Ruhe begeben, einen gewaltigen Lärmen.

Die Alten bleiben dagegen am Kübel. Für diese giebt es noch keine Ruhe. Sie reinigen die Wohnung und richten sich aufs neue behaglich ein für die zweite Brut. Ist endlich auch diese flügge, dann machen sich die Alten mit den Zungen auf, die übrigen Kinder aufzusuchen, und von nun an findet man unsern Staar in Gesellschaft mit Krähen und Dohlen. Sich zu diesen Vögeln zu gesellen, verlockt ihn wohl das ehrbare schwarze Kleid derselben.

Nacht der Oktober, so kehrt das Staarenpärchen noch öfters gegen Abend zu seiner Wohnung zurück und Freund Staar bezahlt seine Miete in klingender Münze, er singt ein fröhliches Abschiedslied. —

Sein Nachtlager wählt er mit Tausenden seines Gleichen jetzt am liebsten im Rohr eines Teiches, und liebt es, im vollstimmigen Chor vor der Nachtruhe noch ein Ständchen zu bringen, das Steine erweichen kann. —

Erst wenn der Winter seinen Einzug hält, denkt Bruder Lustig an seinen Abzug, — doch nicht ohne ein letztes Lied an seinem Kübel zu singen und seinen Freunden ein fröhliches „Auf Wiedersehn“ zuzurufen. Kaum ist er fort, so sind die Spazier wieder am Kübel und schlüpfen munter aus und ein, froh darüber, daß sie eine warme Wohnung für den Winter gefunden haben. Hat man das Haus auch nicht für das kleine freche, zänkische und spitzbüßische Gefindel gebaut, so sieht man sie doch nicht ungern als Wintergäste und verübelt es ihnen nicht, wenn sie sich bei den Hühnern im Hofe oder auch am Trog des treuen Hundes zu Gaste laden. —

Ans den Wiegenliedern

von

Karl Simrok.

Original-Zeichnungen von Oscar Pletsch.

Einladung.

Motto.

Zum Wiegenlied-Dichter
Muß ich geboren sein:
Es schlief ja wohl schon mancher
Bei meinen Liedern ein!



Ein schöner Garten wird euch
aufgethan,
Ich wollt' ihr hättet eure
Freude dran.
Viel tausend Blumen ste-
hen schon erschlossen,
Viel tausend seht ihr kei-
men noch und sprossen.
Die Vögel singen in den
Blütenzweigen,
Ihr hört die Töne sinken,
wieder steigen.

Das Eichhorn hüpfet behend von Baum zu Baum,
Es schlüpft hinüber, ihr gewahrt es kaum.
Verwundert sehn ihm zu die Vögelein:
„Du fliegst so schön, du mußt ein Vogel sein.“
Dort seht ihr auch auf süßem Kräuterrasen
Der frommen Lämmer bunte Heerden grasen.
Der Schäfer sitzt und bläst auf seiner Flöte,
Den Blick versunken in der Abendröthe.
Die Fische spielen in den blauen Wellen;
Ihr seht es oft im Teiche sich erhellen.
Nun blicken schon aus ihrer Himmelsferne
Mit liebem Blick hernieder holde Sterne;
Doch überschaut sie all' der volle Mond,
Der wie ein König über Wolken thront.
„Wozu nur häußt du alle diese Pracht?
Zu wessen Ehren hast du dieß erdacht?“
Nur nicht so ungeduldig, lieben Gäste,
Und merkt mir auf, nun kommt noch erst das Beste.
Im Garten ist ein Pavillon erhöht,
Ein Gartenhaus, wenn ihr nicht Wälsch versteht;
Ein Bette drin mit einem Himmeldach,
Worin am Morgen noch die Mutter lag;
Heut aber schlüpfte sie schon früh heraus
Zu sorgen für das Kind und für das Haus.
Und vor dem Bette seht ihr eine Wiege;
Gleich wollt ihr wissen, was darinnen liege?
Seht ihr denn nicht? Ein wunderholder Knabe,
Den Eltern eine vielwillkommne Gabe.
Wie heiter lacht er aus den blauen Augen,
Die nur zu Scherz und munterm Wesen taugen.
Er streckt die Gliedchen artig nach euch aus,
Als wollt' er sagen: „Nehmt mich doch heraus!“
Wo wollt ihr hin? Das geht nicht so geschwind;
Zwei Engel halten Wache bei dem Kind:
Der eine prangt mit einem Lilienstengel,

Ein Kranz von Rosen schmückt den andern Engel.
Was starrt ihr mich denn an? Ihr seht sie nicht?
Nun freilich brauch't's dazu ein scharf Gesicht:
Wer hätte je von Engeln was begriffen,
Dem nicht der Sinn poetisch zugeschliffen?
Und was sich draußen Lebendes bewegt
Und was im Zimmer athmet und sich regt,
Die Vögelein im Korb und in den Zweigen,
Sie sind nur da sich vor dem Kind zu neigen.
Ihr Beispiel sollt euch schone Ehrfurcht lehren;
Auch Mutter schilt, laßt ihr es nicht gewähren.

Kindlein, schlaf die lange Nacht.



Kindlein, schlaf die lange Nacht,
Treue Sorge schützt und wacht;
Engel an der Decke saum
Stehn und lauschen deinem
Traum,
Glück und Segen rauscht her-
nieder,
Wie sie regen ihr Gesieder.

Schlaf, was willst du mehr?
Schlaf, was willst du mehr?
Bei meinem Saitenklang,
Bei leisem Wiegengange
So feierlich und hehr
Schlaf, was willst du mehr?

Schlaf, was willst du mehr?
Viel liebe Sternlein glühen,
Viel bunte Blumen blühen

Und duften um dich her:
Schlaf, was willst du mehr?

Schlaf, was willst du mehr?
Die Vögelein in den Lüften,
Die Lämmlein auf den Tristen,
Sie lieben dich so sehr:
Schlaf, was willst du mehr?

Schlaf, was willst du mehr?
Die Fischlein in dem Teiche,
Das Käglein auf der Eiche,
Es trägt nach dir Begehr:
Schlaf, was willst du mehr?

Schlaf, was willst du mehr?
Willst du nach Allem fragen,
Dem du magst wohlbehagen,
Das endet nimmermehr;
Schlaf, was willst du mehr?

Die Tausendkünstler.

Text und Illustration von Fedor Kliner.

II.

Etwas für geschickte Mädchenhände.

Gretchen saß mit Lieschen zusammen und beide vertrauten sich gegenseitig ihre Noth. Die Mädchen hatten viele Verwandte und auch Freunde zu bedenken, denen sie stets ein Geschenk zum Geburtstag und außerdem zu Weihnachten anfertigen mußten. Sie hatten bereits ihren ganzen Vorrath von Kenntnissen erschöpft. Um nicht wieder das schon Dagewesene zu bringen, welches früher, als sie nur erst stricken konnten, in den bekannten Strickarbeiten, später in allerhand Stickerien, Häkeleien u. s. w. bestand und gewöhnlich in Form von Buchbinder- und Galanteriearbeiten erschien, an denen der Handwerker bedeutend mehr als die Geberin selbst für die Herstellung gethan hatte. „Und was

schaffen wir nun vollends für die Herren und die Knaben?“ seufzte Gretchen; „denke dir nur, Onkel Otto hat nicht weniger als sieben Klingelzüge, zwölf Schlummerrollen und ein ganzes Heer von Rauchgegenständen in seinem Kleiderschranke liegen. Glaubst du, daß er die Sachen braucht? Bewahre! Ich glaube er hat sie, seit er sie einpackte, noch nicht einmal wieder angesehen.“ — „Höre,“ sagte Lieschen, „da fällt mir etwas ein, was mich neulich Karl lehrte. Dieser hatte

in ein altes Buch zwischen die Seiten eine ganze Menge von Moosstückchen gelegt und presste dasselbe eben in der Copirpresse des Vaters. Er zeigte mir auch eine Landschaft, welche er nachmachen wollte und die ganz und gar aus Moos zusammengesetzt war. Im Vordergrund derselben erblickte man tropische Bäume, Palmen, Dracänen u. s. w. mit Schlinggewächsen umwunden, im Hintergrunde sah man das Meer. Das Ganze sah reizend aus. Wollen wir dem Karl das Ding nachmachen? Er ist sicher so gütig und giebt uns etwas von seinem Moosreichtume.“

Der gute Bruder erfüllte gern der Mädchen Bitte. Ja er that noch mehr. Mit gewandter Hand spannte er den kleinen Zeichenbogen auf ein Reißbrettchen, und die Mädchen sahen mit Verwunderung, wie schnell und sauber er nicht

nur dies ausführte, sondern auch noch etwas Anderes, das sie sich als unendlich schwierig gedacht hatten. Er malte ihnen nämlich noch den zum Bildchen nöthigen Himmel und das blaue Meer. Hierzu rieb er sich aus seinem Tuschkasten erst gehörige Farbe und zwar in drei verschiedene Untertassen. In die eine derselben kam Preussischblau mit etwas Carminlack vermischt, so daß bei Verdünnung durch Wasser ein zartes Himmelblau entstand. In die zweite Schale kam Chromgelb,



Kliner'sche Zeichnung

ebenfalls mit etwas Carminlack als Zusatz, und heller als das Blau mit Wasser gehörig verdünnt. In die dritte rührte er nur ein wenig Carminlack ein, zum Nachmischen, wie Karl bemerkte. Mit einem großen, ungefähr bleistiftstarken gut mit Farbe gefüllten Pinsel malte er nun von oben her quer über den Bogen ziemlich rasch und aus einem Zuge, erst von Nr. 1 (blau) Zeile an Zeile bis ungefähr ins Drittel der ganzen Höhe, dann mit einem zweiten Pinsel Nr. 2 (gelb) nochmals über die unterste, noch nasse Kante des Blauen. Hierdurch ward ein Uebergang in das nun folgende Gelb bewerkstelligt. Aus diesem ließ er alsdann, dadurch daß er wieder mit Blau weiter malte, den gelblichen Ton ins Blaue übergehen. Nachdem diese Malerei gehörig trocken geworden, mischte der kleine Künstler aus dem Blau, mit etwas mehr Zusatz von Carminlack, Violet, welches er in der Mitte des Gelben zu Berglinien verwandte. Zu diesem Behufe hatte er mit der Reißschiene ganz fein eine Linie quer über die Zeichnung gezogen. „So,“ sagte er, nachdem Alles fertig war, „nun könnt ihr euer Moos aufleben. Hier ist das Fläschchen mit gummii arabicum, hier sind verschiedene Sorten Moos und Flechten*) und hier ist

Flussand zur Darstellung des Erdbodens. Laßt aber von diesem nicht zu viel sehen, sonst giebt es eine schlechte Wirkung. Habt ihr noch von dem Zeuge, was ihr „Stammbuchblümchen“ nennt, obgleich die Bilderchen gewöhnlich ganz andere Gegenstände darstellen als gerade Blümchen, so sucht euch ein Schiffchen heraus und setzt das aufs Meer, ein paar kleine Vögeln, Papageien u. s. w. auf die Zweige. Dann könnt ihr das Meisterwerk einrahmen lassen.“

Und so geschah's. Die Idee, jene Figürchen anzuwenden, hatte den Kindern gefallen. Mit Hilfe derselben stellten sie später noch eine Menge andere Landschaften her. Man rieth ihnen das Moos zu färben und hierzu Pikrinsäure oder Anilinfarben zu nehmen. Allein Karl meinte in seiner berben Weise: „Das gefärbte Moos sieht mit seinem grellen Ton zu naturwidrig häßlich aus. In der ganzen Pflanzenwelt kommt kein solches grelles Grün vor.“ So unterblieb denn dieser Versuch. Später versuchte Karl die Farben durch Mischung zu dämpfen, was ihm auch gelang. — Nun wohl, versucht es, eine solche Mooslandschaft den kleinen Tausendkünstlern nachzumachen.

Der Baumeister mit dem Baukasten.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

Initial-Bigarette von Hugo Bärker.



Rommt herbei und sehet an,
Was ich alles bauen kann!
Ohne Winkelmaß und
Kelle
Bau ich Häuser, Scheu-
nen, Ställe,
Thürn' und Schlösser
groß und klein,
Brauche weder Kalk
noch Stein.

Kommt herbei und sehet an,
Was ich alles bauen kann!
Und an jeglichem Gebäude
Hab' ich meine große Freude.
Doch wenn meine Freud' ist aus,
Reiß' ich nieder jedes Haus.

Kommt herbei und sehet an
Was ich alles bauen kann!
Und so reiß' ich immer nieder,
Und so bau' ich immer wieder,
Bin zum Bauen gern bereit,
Denn es kostet nichts als Zeit.

*) Verzeichniß der zu dem Bilde verwendeten Moosarten. *Hypnum tamariscinum* Hed. (sichtenähnlich.) *Hypnum cuspidatum* Linn. (Schlingpflanze.) *Hypnum proliferum* Hed. (Zweig mit Schlange an der Frucht gebildet.) *Mnium punctatum* Hed. (die erlenartigen großblättrigen Zweige im Vordergrund.) *Mnium hornum* Hed. (der dicke Stamm.) *Mnium roseum* Weiss. (drei Palmen.) *Jungermannia asplenoides* Linn. (palmenähnliche Staude.) *Jungermannia tamarisci* Linn. (bunkele Baumkrone.) *Politrichum juniperinum* Hed. (gefaserter Stamm.) *Neckera crispa* Hed. (dessen Baumkrone.)



von
Robert Löwike.

I.

Als Gambetta in einem Luftballon die belagerte französische Hauptstadt verließ, um die Provinzen zu neuen Anstrengungen zu entflammen und dem eingeschlossenen Paris Hilfe zu bringen, nahm er von dort eine Menge Brieftauben mit, welche, wie er hoffte, als Siegesboten in die Stadt zurückkehren sollten. Bald stand eine große französische Armee den deutschen Truppen gegenüber, und eine blutige Schlacht begann. Noch vor dem Ende derselben, schickte Gambetta eine Brieftaube nach Paris ab, welche die Nachricht überbrachte, der Sieg wäre so gut wie gewiß, die Pariser würden bald entsetzt sein. Aber in kurzer Zeit gestalteten sich die Sachen ganz anders. Gerade eine halbe Stunde nach dem Absenden der ersten Brieftaube schickte Gambetta von dem Schlachtfelde eine zweite ab mit der Nachricht, die Schlacht hätte doch schließlich einen andern Verlauf genommen, als man geglaubt hätte; die französischen Truppen concentrirten sich rückwärts, um dann eine feste und drohende Stellung einzunehmen. Die zweite Brieftaube holte die erste gerade bei deren Ankunft in Paris ein. Wenn nun die erste in 9 Minuten eine Meile machte, während die zweite zu einer Meile nur $6\frac{1}{2}$ Minute brauchte, wie weit war dann das Schlachtfeld von Paris entfernt?

II.

Ich weiß eine dreiziffrige Zahl, deren mittlere Ziffer gleich dem Unterschiede der beiden andern ist. Vertausche ich die erste Ziffer mit der dritten, während die mittlere bleibt, so erhalte ich eine neue Zahl, welche um 495 größer ist als die zuerst gedachte.

Die Summe der ersten und der dritten Ziffer ist 9. Wie heißt die zuerst gedachte Zahl?

III.

Ich weiß eine sechsziffrige Zahl, deren erste Ziffer (links) 1 und deren letzte Ziffer (rechts) 7 ist. Nehme ich die Ziffer 7 vom Ende rechts fort und setze sie an den Anfang vor die Ziffer 1, während die übrigen Ziffern in ihrer ursprünglichen Reihenfolge stehen bleiben, so erhalte ich eine neue Zahl, welche das Fünffache der zuerst gedachten ist. Wie heißt die zuerst gedachte Zahl?

IV.

Nun noch eine Knackmandel, aber nicht für dich, lieber Leser, sondern für deine Freunde. Doch merke zunächst wohl auf folgende Erklärung.

Denkst du dir eine beliebige Zahl und subtrahirst du von derselben ihre Quersumme, d. h. die Summe sämtlicher Ziffern dieser Zahl, so erhältst du als Resultat eine neue Zahl, deren Quersumme entweder die Zahl 9 oder ein Vielfaches von 9 ist. —

Nimmst du eine beliebige Zahl, z. B. 78524 und subtrahirst deren Quersumme, also 26, von der gedachten Zahl, so erhältst du 78498, eine Zahl, deren Quersumme 36, also ein Vielfaches von 9 ist.

Da du dieß nun weißt, so kannst du für deine Freunde folgende Knackmandel bereit halten. Sage ihnen, sie mögen sich eine beliebige Zahl denken, deren Quersumme von der gedachten Zahl subtrahiren und von dem Resultat wieder die Quersumme nehmen. Laß dir dann sagen ob sie eine einziffrige oder eine zweiziffrige Zahl herausbekommen haben. Im ersten Falle ist es natürlich die Zahl 9. Im zweiten Falle laß dir von der zweiziffrigen Zahl die eine Ziffer nennen und du wirst ihnen dann leicht die andere sagen können, da die Zahl immer ein Vielfaches von 9 ist.

Sprüche

von Friedrich Güll.

1.

Der tiefste Schmerz, die höchste Lust,
Sie haben weder Sprache noch Gesang,
Und nur der friedestillen Brust
Entströmt des Liedes seelenvoller Klang.

2.

Das Lied, es ist ein Engelgruß
In guten und in bösen Tagen.
Ach wer des Lieds entzathen muß,
Wie mag der Wohl und Weh ertragen!
Ein Friedensfluß zu aller Zeit,
Es ist ein Lied in Lust und Leid.

Räthsel.

Von

Karl Reinhold.

Sechs Brüder und eine Schwester dabei,
Und nicht von einander zu trennen,
Und von den sieben nur einer frei;
Wer kann die Geschwister mir nennen?

Ich laufe nicht, doch wer kann mir entgehen?
Bin ich erst dein, so kannst du mich nicht sehen.

Mit Form und Farbe nahm ich's nie genau;
Vor goldnen Pfeilen schirm' ich Mann und Frau;
Ich bin aus Stroh, aus Seide, Silber, Stahl;
Als Held dien' ich dem Helden meiner Wahl;
Wer ist wie ich so süß, dem Honig gleich?
Doch hätte dich! an Gift bin ich oft reich.
Nein! sei getroßt und nimm mich in die Hand,
So kommst du sicher durch das ganze Land.

Die alten Deutschen liebten seine Haut,
Er aber liebt noch heut Gebirg und Wald;
In Höhlen wählt er seinen Aufenthalt,
Wo er zur Winterszeit sich still beschaut,
Ein Philosoph, bis sich der Frühling naht;
Dann wandert er als Räuber seinen Pfad.
Als seltner Fund gilt ihm ein Bienenstod;
Nur brummend tanzt er in dem Bortelrod.
Viel leichter bindet man ihn an als ab:
Nun rathe mir, wen ich im Sinne hab.

(Dreißigbüge Charade.)

1.

Wie Gold so funkelnd, roth wie Blut,
Wie Eis so kalt und doch voll Gluth,
Bin ich's, in welchem Wahrheit ruht.

2.

Ich bin des Herren Hochaltar,
Als Sitz dien' ich dem stolzen Nar;
Auf mir wohnt Freiheit immerdar.

1 und 2.

Du findest mich am Deutschen Rhein,
Und stellt nur erst der Herbst sich ein,
Sollst du zu Gast geladen sein.

Von

Ottilie Wildermuth.

(Räthselfrage.)

Wie heißt die schlichte Weise
Vom heimatlichem Klang?
Wir hören sie oft lieber
Als lieblichen Gesang.

Sie tönt seit vielen Jahren
Vom selben Instrument,
Das jeder Bauer führt,
Das jedes Dörflein kennt.

Nicht nur die Menschen lauschen
Der schlichten Weise gern,
Die leichten Vöglein folgen
Dem Ton von nah und fern.

Sind stets dieselben Töne,
Doch wird man's nimmer müd;
Es singt dem matten Armen
Ein tröstend Hoffnungslid.

Es singt nach langer Sorge,
Daß nun die Noth vorbei,
Es singt von Gottes Gnade,
Von ew'ger Lieb' und Tren.

So wird die rauhe Weise
Zum heiligen Choral
Und tönt in jedem Jahre;
Wie heißt sie? rath' einmal!

Von

Friedrich Oldenberg.

Zwei Worte sind's, das merke du!
Eins schreibt sich mit i, das andre mit u.
Das Erste hab' ich, so lang' ich bin;
Der Sänger hat es, die Sängerin.
Ich brauch' es zur Freude, ich brauch' es zum Jammer,
Die Herren brauchen's in der Kammer.
Der Finken brauch' es zur Frühlingszeit,
Die Krähe, wenn es friert und schneit,
Mein Junge, wenn er Prügel kriegt;
Jeder hat es, auch der ärmste Wicht.
Nur das Zweite hat das Erste nicht.
Und wenn es sich auch den Kopf zerbricht,
Das Zweite hat das Erste nicht.

*Prinzen
Prinzen*



Auflösung der Räthsel in vorigem Heft.

I. Räthsel von Johann Meyer.

1	2
Flie	ge
3	4
Wie	fe.

II. Räthsel von Julius Sturm. Bibliothek. Natur.

III. Räthsel von Carl Reinhold. Stegreif.

Auflösung der Knackmandeln in vorigem Heft.

1. Frau Gertrud hatte 168 Eier. 2. Schulze hatte 73 Francs eingewechselt. 3. Karl hatte 94 Rüsse.

Heitere Thierbilder von Fedor Kliner.



Hurrah! — Großes Stiefel-Kennen mit Hindernissen.



Jetzt kann sie mir nicht mehr entgehen!